Familien-Bibliothek

der

Deutschen Classiker.

Eine Anthologie

in 100 Bänden.

Drei und achtzigster Band.

Anthologie aus Zschokke's Werken.

Zweiter Theil.

Familien-Bibliothek

der

Deutschen Classiker.

Eine Anthologie

in 100 Bänden.

Drei und achtzigster Band.

Anthologie aus Zschokke's Werken.

Zweiter Theil.

Hildburghausen und Amsterdam.

Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts.

1844.

Des Schweizerlands Geschichte.

(Im Auszuge.)

Wie es im Anfange gewesen.

Von wunderhaften Heldenfahrten, guten und bösen Tagen der Väter ist viel gesungen und gelehrt. Ich aber will die alten Sagen verjüngen im Gemüth alles Volks. Und ich trage sie den freien Mannen zu in Berg und Boden, auf daß ihre Herzen sich entzünden in neuer Inbrunst zum theuerwerthen Vaterlande.

So merket denn auf meine Rede, ihr Alten und Jungen. Die Geschichte verflossener Zeiten ist ein Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen.

Wo der Rhonestrom, welcher aus den Eisbergen des Wallis quillt, nach weitem Lauf endlich in das mittelländische Meer stürzt, erhebt sich eine Reihe niedriger Berge.

Wie sich dieselben aber weiter gegen Sonnenaufgang erstrecken, steigen sie höher mit den Gipfeln in die Luft, und an Italien immer höher vorüber, ihre Felsenscheitel verhüllt von Nebeln und ewigem Schnee. Dreihundert Wegstunden lang dehnen sie sich hin gen Aufgang, bis in's Ungarland. Dort senkt sich das Gebirg allmälig wieder und wird zu Hügeln. Das ist das Gebirg der Alpen. Und Helvetia ist das Land genannt worden, welches im Schooße der Alpen da gelegen ist, wo sie die beschneiten Kämme, Hörner, Firsten und Zinken am höchsten aufrichten, weit über die Länder der Menschen und über die Wolken des Himmels hinaus.

Durch enge Schluchten vom Hochgebirg herab, mit Strömen, die den Gletschern entquellen, breitet sich das Land gegen Mitternacht aus in weitere Thäler, bis zu den Kalkbergen des Jura. Diese krümmen sich in Gestalt eines ungeheuren Halbmondes vom See des Leman bis zum Bodensee. Und von Schaffhausen bis Basel steht der Rheinstrom vor dem Jura, wie der Graben vor dem Wall. Also hat Gott unser Vaterland mit hohen Bergen und tiefen Gewässern umgürtet, wie eine große Veste. Doch die Veste ist nur stark, so lange es dahinter der Mensch bleibt!

Dies Alles ist in Zeiten, von denen kein Mensch weiß, ein Weltmeer gewesen. Die Wogen der Wasser sind anderthalbtausend Klafter hoch über Feldern und Wiesen gestanden, die wir heut' bauen. Damals waren die Gipfel des Gebirgs einsame Inseln. Droben an Felswänden werden noch Spuren der mächtigen Fluth gesehen. Pflanzen und Muschelthiere des alten Wassergrundes liegen nun versteinert im felsgewordenen Schlamm. Siehe, aus unterirdischen Höhlen ist verkündet, und vom Finger Gottes steht

in den Lagern des Gebirges geschrieben: Ehe der Mensch kam, ist schon mehr denn ein Weltuntergang gekommen.

Nachdem die Gewässer abgelaufen und aus dem trocken gewordenen Meerboden Moose, Gräser, Gesträuche und Wälder hervorgesprossen waren, sind Jahrhunderte verflossen, bevor die Stimme eines Menschen durch die Stille dieser Wildniß scholl. Es weiß Niemand, wer zuerst mit seiner Heerde längs den Waldufern der Ströme und Seen umherirrte. Die frühesten Geschlechter mögen sich im offenen und zahmen Thalboden angesiedelt haben; weit später stiegen sie in die rauhern Gegenden hinauf; zuletzt entdeckten sie verschlossene Einöden am Fuße der höchsten Alpen.

Sechshundert Jahre vor Christi Geburt lagen sogar noch die Hochthäler unter den Rheinquellen unbewohnt. Da, wie die Sage geht, sind sie zuerst von Flüchtlingen aus Italien bevölkert worden. Denn ein gewaltiges Kriegsvolk, geheißen die Galen, war nach Italien eingedrungen und hatte die Einwohner daselbst bezwungen, getödtet oder aus den ererbten Wohnsitzen vertrieben. Viele Leute, erschrokken vor dem Grimm des feindlichen Schwertes, flohen aus dem Lande der Rasennen am Meere, wo in unsern Tagen die Stätte Florenz und Genua blühen. Sie retteten sich mit Weibern, Kindern und Hausgöttern in die Schluchten und Wildnisse der Hochalpen. Daselbst bauten sie sich in einsamen Thälern zwischen Waldungen und himmelhohen Bergen an, sicher vor der Wuth der Galen. Und von ihrem Gott oder ihrem Helden Rhätus sind sie Rhätier genannt worden. Darum ist das Land um den Quellen des Rheins und Inns noch in unsern Tagen Rhätien geheißen, die starke Heimath der freien Bündner.

Die ersten Thaten der alten Helvetier, und wie zu ihnen die Kymern gekommen sind.

(Hundert Jahre vor Christi Geburt.)

Das Volk in den Thälern zwischen den Alpen und dem Jura, dem lemanischen und windischen See (Bodensee) vermehrte sich langsam mit den Jahrhunderten. Es lebte zwischen Wäldern, Felsen und Strömen vom Ertrag der Jagd, der Felder und Heerden, ungekannt von der Welt, in rauher Freiheit. So viel Thalschaften, so viel unabhängige Gemeinsamen. Ihre streitbare Jugend zog durch finstere Gehölze dem Wilde nach, oder kämpfte mit dem Schlangengewürm der Felshöhlen und Sümpfe und mit Ungeheuern in den Bergen, oder streifte von Zeit zu Zeit gegen die Nachbarn hinaus auf Raub. Ein Fell war ihr Rock, Speer und Keule, Pfeil und Bogen ihre Waffe. Zu Schutz und Trutz hielten viele Gemeinden zusammen in einem Gau. Vor allen ward zuerst am Rhein und an der Thur der Gau der Tigurer namhaft.

Denn es begab sich, daß durch die Wälder Deutschlands erschreckliches Volk aus fernen Gegenden heranzog. Dreimalhunderttausend streitbare Männer waren es, die da hiessen Kymern, das ist, Bundesgenossen aus allerlei Volk. Viele derselben, sagt man, sind aus Fries- und Schwedenland und aus dem Nordland gekommen, wo die bewohnte Welt in Schnee und Eis erstarrt. Es wird geredet, daß sie

von Hunger ausgetrieben worden wären, als über ihrer Heimath die Schleusen des Himmels gebrochen, und Thal und Höhe Sumpf und See geworden waren. Nun kamen sie kriegend und siegend zum Rhein, und über den Rhein in die Städte des Galenlandes, heut' Frankreich genannt. Da trieben sie unermeßlichen Raub ein.

Als solches die Jugend im Gau der Tigurer hörte, ward sie gelüstig, am Siegesruhm und an der Beute der Kymern Theil zu haben. Und wer streiten konnte, zog aus und stieß zu den gewaltigen Kymern. Da ist viel Gut gewonnen, viel Blut geronnen. Und die Völker des Galenlandes wehklagten und schrieen um Hülfe bis Rom.

Rom sandte alsbald ein starkes Kriegsheer. Das zog über die weißen Berge herab zum lemanischen See. Deß' erschraken die Tigurer, welche bei den Kymern waren; denn sie meinten, es gelte ihre Heimath im Gebirg. Stracks eilten sie den Römern entgegen am lemanischen See. Ein junger Held war ihr Führer, Diviko genannt. Als dieser das Lager der Römer sah, griff er zum Schwert. Es erhob sich ein entsetzliches Schlachten, daß die Römerleichen weit das Feld bedeckten, bis die Ueberwundenen um Gnade baten. Da richtete Diviko zween Baustämme auf, oben mit einem Querbalken verbunden. Unter diesem Galgenjoch ließ er, zum ewigen Ruhm der Seinen und zur Schmach Roms, die entwaffneten Feinde kriechen; dann schickte er sie über die Berge heim.

Er aber zog nach dem Siege wohlgemuth wieder den Kymern zu, seinen Kriegsgesellen, und verwüstete mit ihnen das Galenland. Und sie überstiegen die hohen Gebirge und brachen in Italien ein und bedrängten Rom. Da erhoben sich die Römer; viel blutige Schlachten wurden geschlagen.

Das Glück aber verließ die Kymern. Ihrer die meisten fielen durch die Schärfe des Schwertes. Wer das Leben davon trug, rettete sich mit Diviko in die Sicherheit des helvetischen Gebirgs.

Also mögen von den Männern, die vorzeiten durch Wasserfluth und Hungersnoth aus dem kalten Nordland vertrieben gewesen waren, nach Helvetien gekommen seyn. Noch singt von ihnen in den Bergen das Westfriesenlied. Am Ufer des Waltstättersee's, zu den Füßen des Haken- und Mythenberges, setzten sie sich bei Bruch, das heißt Sumpfland, und rodeten den Wald aus. Darum wurden sie Bruchenburen genannt. Von den Brüdern Suiter und Swen soll Swyz gestiftet worden seyn. Noch hörst du in jenen Thälern Namen der Geschlechter, die auch im Schwedenlande blühen.

Von da haben sich die Menschen, als ihrer zuviel wurden, verbreitet in die unbewohnten Waldthäler am See, in das Land am Kernwald, gegen den schwarzen Berg, Brünig, und jenseits desselben durch's Hasli im Weißland am Fuße der weißen Eisberge von Thal zu Thal nach Frutigen, Obersibnen, Sanen, Afflensch und Jaun.

So lehren die uralten, ungewissen Sagen.

Alles Land wird Römisch.

(Fünfzig Jahre vor Christi Geburt.)

Noch lange nach Diviko's Heldenfahrt mit den Kymern ward von den fetten Triften und reichen Orten geredet, die man in Galenland gesehen hatte. Dort sey ein warmer Himmel, unter welchem Trauben und Oelbäume blühen und der Schnee des Winters kaum gekannt werde; das machte denn im rauhen Helvetien das Volk lüstern, und nicht minder, was es von Reisenden oder Nachbarn jenseits des Rheins bestätigen hörte, mit denen freundlicher Verkehr gepflogen wurde.

Es lebte aber zu der Zeit im Lande ein angesehener Mann, Namens Hordrich. Zehntausend leibeigene Knechte und Mägde baueten seine Felder und weideten seine Heerden. Auch war er von den Nachbarn im Galenland hochgeachtet und hielt mit ihren kleinen Fürsten Umgang. Dieser trachtete größern Dingen nach. Erst redete er mit den Vorstehern in seinem Gau, dann mit den Uebrigen, zuletzt mit den Leuten in den Gemeinden: Warum man sich auf rauhem Felsenboden quäle, der kaum Vieh und Menschen nähren möge? Man müsse aufbrechen in's Galenland; da sey noch für ein tapferes Volk viel fruchtbare Gefilde feil und offen. Von dieser Rede wurden die Gemüther erhitzt, und jeder dachte bald an's Auswandern. Die versammelten Gemeinden beschlossen einmüthig, sich zu einem großen Zuge

vorzubereiten. Drei Jahre lang sollte man die Aecker bauen und zur langen Reise Vorrath ernten, inzwischen aber Bundesgenossen und Helfer werben, und thun, was sonst zur Sicherheit des Wagstücks nöthig sey.

Hordrich, erfreut ob dem Gedeihen seiner Anschläge, machte neue Entwürfe, Alles glücklich durchzuführen; war sehr geschäftig; reisete hin und her in die Gauen und über den Rhein, zu den angrenzenden Völkerschaften und deren Häuptern; verlangte freien Durchzug für sein Volk, that viele Verheißungen, sprach groß und mehr als er vielleicht sollte. Auch gab er seine Tochter einem Fürsten der Nachbarn zum Weibe; also daß es schien, er sey selbst schon Herr und König der Helvetier.

Solches machte die Leute im Lande besorgt, und sie fingen an zu argwöhnen, er gehe damit um, die alte Freiheit und sein Volk zu verrathen, um Alleinherr über Alle zu werden. Es war aber ein Gesetz in den helvetischen Gauen: Wer an des Volkes Recht und Freiheit frevelt, soll Todes sterben in den Flammen. Und der Hordrich ward vorgeladen, er solle seinen Anklägern Rede stehen. Deß' weigerte er sich, und wollte Leute bewaffnen zu seinem Schutz. Da brachen die Gemeinden gegen ihn auf. Wie er nun Alles verloren sah, gab er sich mit eigener Hand den Tod.

Nachdem endlich die drei Rüstjahre verflossen waren, erhob sich das Volk in den vier Gauen und schickte sich zur Auswanderung an. Die streitbaren Männer zogen aus; der alte Diviko ward ihr Heerführer, welcher vor fünfzig Jahren die Römer am Leman auf's Haupt geschlagen hatte. Dem Zuge folgten Weiber und Kinder, und auf Wagen und Karren die Vorräthe und Kostbarkeiten. Alle ihre Wohnstätten verbrannten sie hinter sich, zwölf Städte

und vierhundert Dörfer, auf daß Keinem wieder nach der alten Heimath gelüste. Und vom Bodensee her kamen viele Tausend Bundesgenossen; auch vom Rhein her, wo heut' das Frickthal und Baselgebiet, kamen die Rauracher. Alle wollten sie mit den Helvetiern.

So ging der lange, unabsehbare Zug kriegerischer Auswanderer über Berg und Thal. Es waren in Allem dreimalhundert und sechszigtausend Menschen. Man nahm die Richtung gegen Genf, damals eine Stadt des tapfermüthigen Völkleins der Allobrogen und bundesverwandt mit Rom.

Zu derselben Zeit, ungefähr sechszig Jahre vor der Menschwerdung Jesu Christi, stand Rom aber als die großmächtigste Stadt der ganzen Welt. Das war sie durch Freiheit, Heldengeist und Weisheit ihrer Bürger geworden. Ihre Waffen und Gesetze herrschten über Italien, und vom Galenland bis Judäa. Und der größte von ihren Feldherren, Julius Cäsar, war zum Schutze der Allobrogen in Genf.

Als derselbe vom Anzuge der Helvetier hörte, daß sie zu Genf über den Rhonefluß gehen wollten, führte er stracks von der Stadt am Strome entlang eine Mauer auf, neuntausend Schritte lang, sechszehn Schuh hoch, mit vielen Streitthürmen, und wehrte dem Durchzug der Wanderer. Diese aber wandten sich darauf gegen die Schlucht des Juragebirges, durch welche die Wasser der Rhone in's Galenland hinausstürzen. Sie zogen an senkrechter Felswand, auf schmalem Pfade. Unter den Füßen Abgründe und der brausende Strom.

Kaum standen sie jenseits des Gebirges in den galischen Ebenen, siehe, war auch Cäsar dort. Er schlug in

ihrem Nachzuge die Tigurer. Der graue Diviko trat zu Cäsar und sprach: „Was habe ich mit Dir zu schaffen und mit Deinen Römern? Lass' mich in Frieden des Wegs ziehen, oder gedenke der Zeiten am Leman, und zittere, daß ich nicht diesen Boden noch einmal durch den Untergang der Römer berühmt mache!" Cäsar antwortete ihm und sprach: „Die Götter gaben Dir einst am See des Leman Glück, auf daß Dir jetzt das Unglück doppelt bitter werde. Doch will ich Dich des Weges ziehen lassen, wenn Du meiner Bundesgenossen schonest, ihnen wiedererstattest, was die Deinen auf dem Zuge plünderten, und mir Geißeln für Deine Treue gibst!" — „Nicht also, Römer!" erwiederte Diviko. „Wir haben von unsern Altvordern nicht gelernt, Geißeln geben, sondern Geißeln empfahen!"

Damit zogen die Helvetier weiter, schwer und langsam; ihnen auf dem Fuße nach die Römerschaaren, vierzehn Tage lang. Plötzlich wandten sich die Helvetier voll Grimmes und mit den Waffen. Es war allgemeine Schlacht in den Feldern der gallischen Stadt Bibracte; vom Morgen bis Sonnenuntergang Gefecht. Tapfer, ohne Kunst stritten die Helvetier; nicht minder tapfer, aber mit höherer Kriegserfahrung, die Römer. Das half diesen zum Sieg. Voller Verwirrung flohen die Helvetier zum Hügel, wo ihre Weiber, Kinder und Schätze innerhalb der Wagenburg standen. Der Feind folgte, brach die Wagenburg, würgte Greise, Männer, Weiber, Kinder fielen durch Feindesschwert; Viele durch's eigene, weil sie Freiheit und Ehre nicht überleben mochten. Andere flohen wehklagend in der Irre umher und wurden von den gallischen Völkern dem Cäsar überliefert. Dieser, vor welchem die Ueberwundenen fußfällig um Gnade schrieen, sprach: „Leget die Waffen ab; kehret heim, von

wannen ihr kommet; bauet eure Hütten wieder; lebet, wie vormals, genügsam in euren Bergen, nach euren Gesetzen. Jedes Land ist dem Menschen gut, wenn der Mensch dem Lande gut ist. Ihr sollet nicht Roms Knechte, sondern Bundesverwandte und Schutzgenossen werden."

Nun kehrten sie mit Scham und Gram ihrer kaum hundert und zehntausend in die Thäler heim, von wannen sie gekommen waren, und bauten wieder auf den Brandstätten ihre Hütten neu. Der Cäsar aber ließ unweit Genf am See eine neue Festung aufrichten, Noviodunum, jetzt Nyon geheißen. Das that er, die Helvetier zu bewachen. Auch zogen noch andere Besatzungen hier und da in's Land.

Auch in den Ort Octodurum, am Fuße des Hochgebirges, im heutigen untern Wallis, wurde römisches Kriegsvolk gelegt, um daselbst die Straße über die Berge nach Italien zu hüten. Denn die Einwohner jenes breiten Thales, durch welches die Rhone zur See geht, lebten frei und wild; hatten nicht mit den Helvetiern, nicht mit den Römern zu schaffen; forderten Zoll von den Waaren, die über ihre Alpen gingen, und trieben Räuberei dazu. Als sie nun sahen, wie sich die fremde Mannschaft bei ihnen niederließ und verschanzte, geriethen sie in große Wuth. Die Landleute stürmten von Bergen und Thälern herab, fielen die römische Besatzung im befestigten Lager an, und ließen nicht ab, bis die Römer aus dem Gebiet wegzogen. Allein diese kehrten bald mit verstärkter Macht in's Thal zurück, daß aller Widerstand eitel ward. Bei zehntausend von den Einwohnern, die für die Freiheit ihrer Heimath stritten, wurden erschlagen, und die Dörfer standen ringsum in Flammen. Von der Zeit an ist auch Wallis römisch geworden.

Nur die Rhätier, hinter ihren Eisbergen und Seen, dünkten sich unüberwindlich. Längs dem Innstrom, in den Thälern des heutigen Tyrols, und in den windelegischen Ebenen (des heutigen Schwabenlandes) wohnten ihre Stammes- und Bundesgenossen, wie Vorwachten. Sie trieben wildes Wesen, plünderten Reisende aus, oder brachen jählings in großen Haufen aus den Bergschlünden hervor und überfielen und beraubten die nahgelegenen Städte Italiens. Von den Gefangenen schlachteten sie zum Opfer am Altare ihrer Götter.

Dessen zornig, gebot Kaiser Augustus, unter welchem der Weltheiland geboren ward, zweien Kriegsheeren zugleich, in das furchtbare Hochland zu dringen. Das eine stieg über die Alpen, zum Innstrome nieder; das andere kam über den windischen (oder Boden-) See. Und Alles ward überwältigt in blutigen Schlachten. Es wird erzählt, wie die Mütter der Rhätier in die Reihen der Fechtenden stürzten und ihre Säuglinge den feindlichen Kriegern in's Antlitz schmetterten, als müsse mit der Freiheit des Gebirges alles Leben darin vergehen.

Von der römischen Botmäßigkeit im Lande.

(Vom J. 1 bis zum J. 300 nach Christi Geburt.)

Und die Freiheit des Gebirgs verging, aber das Leben blieb, jedoch unterthänig dem römischen Kaiser Augustus, welcher alleinmächtig gebot von Aufgang bis Niedergang der Sonne. Und er sandte seine Landpfleger, Vögte und Kriegsknechte in die bewohnten Thäler von Helvetien und ließ starke Vesten erbauen, das Volk in Demuth und Gehorsam zu halten. Und er erkannte, welche unüberwindliche Vormauer das weite Alpen- und Juraland für ganz Italien sey, woselbst er in der reichen Stadt Rom auf dem Throne saß.

Der Kaiser hielt jedoch die unterjochten Helvetier gar glimpflich, und schonte ihrer Sitten und Gebräuche, damit sie sich leichter zu seiner Herrschaft gewöhnen möchten und ihrer Schmach vergäßen. Auch ließ er sie nach ihren alten Gesetzen und unter selbstgewählten Ortsvorstehern leben. Waren Angelegenheiten des Gaues zu verhandeln, traten die Ausschüsse der Gemeinden zusammen. Aber allgemeine Gesetze zu geben, Steuern und Abgaben auszuschreiben, Krieg und Frieden zu beschließen, lag allein in des Kaisers Gewalt.

Das Alles begab sich zu derselben Zeit, da Jesus Christus geboren ward im jüdischen Lande. Und nach des

Kaisers Augustus Tode haben sich lange Zeit auch seine Nachfolger also billig gegen die Helvetier erwiesen. Sie bauten viele neue Pflanzstädte, und verbanden dieselben unter einander durch breite Heerstraßen. Und die römischen Vögte, Statthalter und Kriegsknechte, bessern Lebens gewohnt, als die armen wilden Helvetier, richteten aller Orten zierliche Wohnungen und Lustplätze auf; pflanzten Obstbäume aus Italien an, lehrten dem Volke Handwerk, Gewerb und Verkehr, Wissenschaft und Kunst jeder Art: also daß nach und nach Reichthum und Wohlleben im Lande aufging, wie es die Alten vorher nie gekannt hatten.

Viele Ortschaften erweiterten sich volkreich, und wuchsen zu prächtigen Städten mit großen Palästen, Tempeln, Bädern und Schauplätzen. Da ward die große Stadt Aventicum zehn Mal geräumiger, als heutiges Tages auf ihrer Stätte Wiflisburg (Avenche) ist. Damals landeten die Schiffe des Murtnersee's hart unter der Ringmauer. Wo heutiges Tages nur zwei kleine Dörfer (Basel- und Aargau-Augst) am Ausflusse der Ergelz in den Rhein gelegen sind, stieg eine blühende Stadt auf, die raurachische Augusta genannt; und es reden noch heut' von ihr die Trümmer alter Pracht. Größer aber, denn alle, prangte die Stadt Vindonissa (Windisch im Aargau). In dem weitläufigen Raume, den sie mit ihren Vorstädten, Palästen und Burgen bedeckte, haben sich zu unserer Zeit drei Dörfer und eine Stadt (Brugg) getheilt.

Solches gefiel den Helvetiern wohl. Sie freuten sich der Milde ihrer Oberherren, zahlten denselben Zins und Gaben und stellten ihre Söhne zum römischen Kriegsdienst. Im neu erworbenen Wohlleben vergaßen sie der alten Freiheit, für welche ihre Väter so blutig gestritten hatten.

Aber Wohlstand ohne Freiheit ist gar unsicheres Gut; und der Vogel im goldenen Käfig jauchze nicht, denn der Herr kann ihn tödten, wann er will.

Kaum siebenzig Jahre nach Christi Geburt, hatte man zu Rom einen Kaiser, Namens Galba, und einen andern ernannt, der Vitellius hieß, den nicht Alle wollten. Die Helvetier wußten nichts vom Tode des alten Kaisers; aber die Hauptleute des römischen Kriegsvolks im Lande hatten es frühzeitig vernommen, und sammelten unter sich Stimmen für den Vitellius, und sandten darum Boten her und hin. Deſſ' erstaunten die Helvetier, denn sie glaubten, es begehrten die Hauptleute Empörung wider Kaiser Galba. Das Kriegsvolk, besonders der Stadt Vindonissa, war ohnedem ein gar ungezähmtes und trotziges Volk, und hatte selbst den Sold weggenommen, welcher der Besatzung zu Baden gehörte, die aus helvetischen Jünglingen bestand. Darum fing man die Boten und Briefe des Aulus Cäcina auf, der in Vindonissa Oberbefehl hatte.

Als dies Cäcina zu Vindonissa erfuhr, gerieth er in heftigen Zorn, und zog mit seiner Schaar aus, welche die Wüthige hieß und war. Er erstürmte und zerstörte alsbald die Veste und Stadt Baden, welche um den warmen Gesundquellen an der Limmat aufgeblüht war, plünderte das Land und schlug die ausgezogenen Helvetier in einem blutigen Treffen. Er verfolgte die Flüchtlinge weit über den Bötzberg des Juragebirgs. Den Fliehenden kam dort viele thrazische Reiterei entgegen, die Heerstraße den Berg hinauf. Da sind ihrer abermals Tausende erschlagen worden im Kampf, oder in die Wälder und Klüfte zerstreut; Andere sind gefangen und in Knechtschaft verkauft worden.

Solches Blutbad stillte den Grimm Cäcina's nicht, sondern er zog verderbenvoll das Land aufwärts bis zur Stadt Aventicum. Hier lebte ein hochgeachteter und reicher Mann, Julius Alpinus, vom helvetischen Volk. Diesen befahl der grausame Römer zu ergreifen, als den Stifter des Aufruhrs, und ihn in Ketten und Banden zu werfen und zum schmählichen Tode zu führen. Umsonst betheuerten Viele des Greises Unschuld; umsonst warf sich dessen Tochter, Julia Alpinula, eine Priesterin, zu den Füßen des Wüthrichs. Ihre Schönheit, ihre Jugend, ihre Thränen rührten das Herz des rauhen Kriegers nicht. Der Greis wurde getödtet.

Das ganze Land erscholl von Wehklagen und Jammer. Und man hörte nun zu spät, daß der Kaiser, welchem man hatte treuen Dienst leisten wollen, ermordet sey, und daß Vitellius Herr der Welt geworden. Eilfertig ritten Gesandte zu ihm, das Erbarmen des neuen Gebieters anzurufen. Die Helvetier warfen sich vor seinem Thron in Staub und Thränen nieder und schrieen um Gnade. Wie sie dieselbe auf verächtliche Weise, als demüthige Unterthanen, erflehten, ward sie ihnen, wie elenden Knechten, mit Verachtung gewährt. Das ist das Loos der Dienstbarkeit, wo Wohlleben mehr gilt, als Unabhängigkeit von fremden Herren.

Der Mordtag auf dem Bötzberg, der Jammer von Aventicum und die Schmach vor dem kaiserlichen Throne erweckten aber die Helvetier nicht zur alten Stärke. Diese war in langer Ueppigkeit erstorben und verdorben. Man vergaß der vergangenen Nöthen, und lebte wieder in leichtsinniger Lust, wie zuvor; suchte Reichthum und Bequemlichkeit, Ruhm in Künsten des Vergnügens, und wußte nichts vom Heldenmuth, welchen ein freies Herz allein kennt.

Das war den römischen Herren willkommen, damit das Volk nicht an das Bessere dächte, sondern weichlich und zinsbar bliebe; daß es unkriegerisch die Führung der Waffen verlernte und von Gau zu Gau nicht einträchtiger würde, sondern in knechtischer Demuth sein Heil und sein Weh' aus der Hand der Gebieter schweigend empfinge.

Aber wehe dem Lande, auf dessen Richterstühlen Fremdlinge sitzen und an dessen Pforten Fremdlinge wachen! Wehe dem Volke, welches mit der Macht des Auslandes schön thut und unter sich selbst hadert! Wehe den Leuten, welche Gold sammeln, aber das Eisen nicht kennen, mit dem das Leben geschirmt wird!

Die Helvetier, in wehrloser Sicherheit, standen immerdar jeder Gefahr bloß. Sie hatten das Vergangene vergessen, darum sahen sie das Zukünftige nicht. Also waren sie zum Untergange reif. Auch kam der Tag des Verderbens alles Volkes über sie mit Schrecken, ehe denn sie es glaubten.

Wie das ganze Land ein Raub fremder Völker wird.

(Vom Jahre 300 bis zum Jahre 650.)

Es war aber an der Zeit, daß große Wunderdinge auf Erden geschehen sollten. Der alte Weltherrenthron zu Rom hatte mit seinen Tugenden die tausendjährigen Grundpfeiler verloren. Das wüste Heidenthum lag ohne Kraft, und die Menschen sehnten sich von den Altären der Götzen zu dem unbekannten Gott. Das Licht des christlichen Glaubens leuchtete schon aus Morgenland hell wie eine neu aufgehende Sonne, und entzündete mit seinen Strahlen die Herzen in dreien Welttheilen.

Da war es, als schalle eine Stimme aus den Himmeln: Ich will die Völker der Erde durcheinander werfen, wie die Spreu im Sturmwind, daß die Funken des heiligen Glaubens in alle Welt zerstreut werden und alle Lande der Menschen davon entbrennen. Es müssen die Abgötter Staub und Asche seyn. Das Alte soll vergehen und Alles neu werden.

Und siehe, es erschienen alsbald Völker um Völker aus unbekannten Gegenden des Erdkreises, und vertrieben mit der Schärfe des Schwertes, was vor ihnen lag. Und sie kamen von Sonnenaufgang und aus den unbezwungenen Mitternachtsländern. Es kamen Allemannen, wilde Kämpfer aus deutschem Stamm. In drittehalbhundertjährigen Kriegen waren sie immer tiefer in römisches Gebiet einge-

drungen, immer näher gegen das helvetische Gebirg. Endlich durchbrachen sie, wie ein verheerender Strom, die Schluchten des Jura, und verbreiteten sich über das Land. Da ward Alles zum Uechtland oder zur Wildniß, vom Schwarzwald bis zum Fuß der Alpen. Die Pracht von Aventicum und Vindonissa stürzte in Schutt zusammen. Der Römer, wie der Helvetier, dessen das Schwert des Feindes schonte, ward leibeigener Knecht. Es vertheilten die Allemannen alles Land mit Gütern und Menschen, unter sich, vom Rhein und Bodensee bis zum See der Waldstätte und der Aar. Sie liebten Krieg, Freiheit und Heerden. Die Städte verachteten sie als Kerker freier Männer. Was römisch, was althelvetisch gewesen, ging in schmähliche Vergessenheit unter.

Bald nach diesen schwärmten mit tausend Horden die Hunnen aus den Wildnissen Asiens hervor. Sie plünderten die Welt aus. Ihre Gestalten waren so gräßlich, daß man sie kaum für Menschen hielt; noch unmenschlicher war ihr Treiben. Durch Deutschland, Galenland, Italien fuhren die Würger. Nur einzelne ihrer Haufen streiften über helvetischen Boden, hinein in Rhätien, hinein in die Gauen an der Aar, über die Felder der raurachischen Augusta und der römisch gewesenen Basilea (Basel). Nirgends verweilten sie. Wo aber ihr Fuß hintrat, waren Flamme, Blut und Wehklagen.

Dann kamen die Burigunden, ein gewaltiger Menschenschlag. Die schlugen ihre Sitze im Galenland auf, zu beiden Seiten der Jura-Berge, im Land von Savoyen, am Lemanersee, im untern Wallis, bis zur Aar, wo man noch heut zu Tage welsch redet. Dort bauten sie sich starke Burgen. Genf hoben sie aus dem Schutt hervor; vielleicht

auch die Wiflisburg über der Asche von Aventicum. Auf der Höhe am lemanischen See, wo sonst ein römisches Lausonium gestanden war, gründeten sie Lausanne neu, und viele andere Orte.

Dann kamen von Mittag über die höchsten Alpen herab die vielgewaltigen Gothen. Schon war Italien ihr Raub geworden, nun ward es auch ganz Rhätien mit seinen Thälern und weidereichen Gebirgen. Die gothische Gewalt ging weit hinaus über den Wallensee bis zu den Sittern (den kleinen Strömen im Appenzellerland), über den Gotthard in die Thäler von Uri, nicht minder in Glarus. Greuel ward aller Orten.

Es verschwand nun Kunst und Gewerb des Alterthums, Gesetz und Uebung der Vorwelt, Sitte und Sprache, die bisher gegolten. Selbst der Name Helvetien ging verloren. Man hörte nur von Allemannen, Gothen und Burgundern.

Wohin der Allemanne kam, ließ er die Stadt öde. Er saß auf einem Meierhof oder Weiler. Die Leibeigenen mit ihren Weibern und Kindern mußten seine Hirten, Feldbauer und Handwerker seyn. Denen er wohl wollte, verlieh er unveräußerliche Grundstücke um Bodenzins und Frohndienst. Seine Heerden nährten ihn mit Fleisch, Milch und Käse. Alles Land war Viehweide und ungetheilte Allmend. Der einst urbar gewesene Boden verwilderte. Wo sonst der römische Pflug gegangen, wurden Gehölze. Um den Bodensee wucherten große Wälder, voller Bären und Wölfe.

Der Gothe im hohen Rhätien war wohl auch kriegerischen Sinnes, doch hatte er schon mildere Sitte. Er machte zwar das Volk auch leibeigen, aber ließ ihm seine alten Uebungen. Er zerstörte nicht die römischen Burgen, die er

fand, sondern baute noch neue hinzu. In den hohen Schlössern saßen die Herren und Grafen, und verwalteten die zinsbaren Thäler und Alpen im Namen ihres Königs, der in Italien wohnte.

Am menschlichsten von allen erwiesen sich die Burgunder. Sie nahmen nur den dritten Theil aller Grundstücke und Leibeigenen für sich. Sie rotteten des Landes alte Bewohner nicht aus, wiewohl ihnen dieselben unterthänig und in Rechten nicht gleich waren. Sie wohnten neben denselben und vermischten zuletzt mit deren Sprache und Gebräuchen die ihrigen, dergestalt, daß beide zuletzt einerlei Volk wurden. Noch heutiges Tages unterscheidet sich dies Volk von den übrigen Eidsgenossen durch die ererbte, aber verunstaltete Sprache, welche man die welsche oder die romanische heißt, in den Landschaften der Waat, Freiburgs und Neuenburgs.

Das Reich dieser Fremdlinge insgesammt freute sich jedoch keiner langen Dauer. Denn abermals drang ein anderes Volk heran, gewaltiger, kühner und schlauer, als die vorigen. Das sind die Franken gewesen. Die waren weit her aus den Niederlanden herauf gezogen und mit Flamme und Schwert schon Meister des ganzen Galenlandes geworden. In den eroberten Städten hatten sie sich festgesetzt und das Land nach sich genannt Frankreich. Und als sie am Rhein auf die Macht der Allemannen stiessen, ward ein langes Streiten zwischen beiden Völkern. In schreckenvoller Schlacht aber sind zuletzt die Allemannen auf ewige Zeit überwunden worden. Und die von denselben am Rhein, in Schwaben und im helvetischen Lande wohnten, fielen darauf in die Botmäßigkeit der Sieger.

Bald nachdem gingen auch die Burgunder durch Zwietracht und Laster ihrer Fürsten unter. Die Gothen nahmen die Burgundischen Alpen und Genf dazu; die Franken nahmen das Uebrige des Burgundergebiets.

Doch nur die Letzten behaupteten, was sie gewonnen hatten; nicht also die Gothen. Denn wie deren Herrschaft in Italien ausging, erstarb auch ihre Gewalt über das Gebirg. Der Frankenkönig Dietbert zauderte nicht. Er brach mit seinem Kriegsvolk auf, und bemeisterte sich Rhätiens und des Uebrigen.

Also ist am Ende nach mehr denn eines halben Jahrtausends wechselvollen Schicksalen das ganze helvetische Land wieder unter den Scepter einer einzigen Herrschaft gerathen, wie es vordem unter römischer gewesen war.

Der Franken Herrschaft und Einrichtung im Lande.

(Vom Jahre 550 bis zum Jahre 900.)

Die neuen Herren theilten nun das Land in zwei Theile, weil sie zu ungleichen Zeiten Besitz davon nahmen und die Einwohner selbst verschiedene Sprachen redeten. So weit nämlich die Allemannen angesessen waren und man deutsch redete, war das Land mit Schwaben vereinigt, das heißt Rhätien und der Thurigau. Thurigau war damals Alles geheißen vom Bodensee und Rhein hinweg bis zur Aar und zum Gotthardsberg. — Die anderen Gegenden aber, wo man welsch sprach, oder die man den Burgundern abgenommen hatte, wie Genf, Wallis, Neuenburg, und was heut' zu Bern, Solothurn, Freiburg und Waat gehört, wurde mit Savoyen vereinigt und Kleinburgund geheißen.

Die großmächtigen Frankenkönige, als Herren eines kriegerischen Volks, bestellten die Verwaltung von den Ländern, wie sie ihr Kriegsheer zu bestellen pflegten. Einen Oberfeldherrn oder Herzog setzten sie über ein großes Gebiet; Kriegsobersten oder Grafen setzten sie über einzelne Abtheilungen des Gebiets, oder über Gauen; und andere tapfere Herren beschenkten oder belehnten sie mit weitläufigen Gütern in diesen Gauen. Denn damals war das Geld noch sehr selten. Die Könige belohnten daher den Dienst

ihrer guten Kriegsleute mit Ländereien und allen Einkünften derselben. Zu den Gütern, die sie weggaben, gehörten auch alle Einwohner und deren Haus, Hof und Vieh in den eroberten Ländern; denn die Einwohner wurden zu Leibeigenen gemacht. Der Leibeigene hatte aber kein Eigenthum, weil er selbst nur das Eigenthum seines Leibherrn war, und er demselben Alles verzinsen mußte, was er besaß. Der Thurigau und Rhätien stand unter dem Herzog von Schwaben oder Allemannien, und das Uebrige unter dem Herzog von Kleinburgund.

So war denn alles Land mit Menschen und Vieh vertheilt; und was der König nicht an seine Grafen, Edle und Kriegsleute vergabt oder verliehen hatte, das blieb sein Eigenthum und ließ er für seinen Nutzen verwalten. Nur die freien fränkischen Leute, so wenige ihrer auch waren, machten das Volk aus; die Menge der unterjochten Einwohner aber ward für nichts gerechnet, war ohne bürgerliche Rechte, dienstbar, ehr- und wehrlos. Das Loos der Leibeigenen war anfangs so kläglich, daß der Herr sie nach Gefallen strafen, verschenken und verkaufen, ja sogar ungestraft tödten konnte. Man hielt sie kaum für Menschen, sondern wie anderes Vieh, ließ sie sich ohne weitere Einsegnung begatten, und die neugebornen Kinder wurden das Eigenthum desjenigen Leibherrn, dem die Mutter gehörte, falls der Vater etwa Eigenthum eines andern Herrn war.

Also grausam und verwildert sind damals die Zeiten gewesen.

Der christliche Glaube dringt herein.

Mitten durch die Finsterniß der Zeiten traten die Boten Gottes, fromme Männer, in's Land, den Heiden das Himmelreich zu predigen und den Gekreuzigten zu verkünden. Es waren Kriegsknechte, die in andern Gegenden das Wort des ewigen Heils vernommen hatten; es waren vornehme Männer, oft Königskinder, welche die Freuden der Welt verleugneten, um, gleich den heiligen Aposteln, unter den Heiden Christum zu bekennen.

Man will sagen, daß schon zur Römerzeit, und kaum zweihundert Jahre nach des Heilandes Geburt, ein solcher Königsohn, Namens Lucius, im rhätischen Hochlande die Saat des Glaubens unter Todesgefahren ausgesäet habe. Späterhin sind Andere zu den Burgundern, Andere zu den Allemannen im Thurigau gekommen. Die sammelten fromme Haushaltungen um sich; die tauften Alt und Jung im Namen Gottes; die stifteten kleine christliche Gemeinden; sie bauten Kirchen und Bethäuser. Sie gründeten auch Klöster zur Beförderung in Wissenschaft, Gebet und Glauben, und setzten Bischöfe, das heißt Aufseher über die andern christlichen Lehrer und Gemeinden. Schon bevor alles fränkisch wurde, hat man einen Bischof zu Chur in Rhätien gefunden, der Stadt, die erst gegen das Ende der Römerherrschaft namhaft geworden war; auch in der raurachischen Augusta, und zu Vindonissa, und zu Aventicum,

desgleichen zu Genf und zu Octodurum (vielleicht Martinach) im Wallis.

Doch sind nicht in allen diesen Städten die bischöflichen Stühle der Christen geblieben, sondern sie sind in den langen Gräueln der Verwüstung nach unzerstörten Orten hingetragen worden. So ward der Bischofsstuhl von den Trümmern der alten raurachischen Augusta nach Basel genommen, der von Aventicum nach Lausanne, der von Vindonissa nach Konstanz am Bodensee, der von Octodurum nach Sitten im obern Wallis.

Aber als die Franken, welche selbst schon christlichen Glaubens waren, sich unsers Landes bemächtigt hatten, da wurde erst das Werk der Bekehrung recht mit Eifer betrieben, der Priester beschützt, der Bischof geehrt, das Kloster und die Kirche beschenkt. Zum Unterhalt der Geistlichen stiftete man die Abgabe des Zehnten von den Feldern, zur Verherrlichung des Gottesdienstes freiwillige Opfergaben. Denn weil damals das Geld fehlte, zahlte man lieber mit Erzeugnissen des Landes und mit Grundstücken. Und was einer zu frommen Stiftungen hingab, glaubte er nicht sterblichen Menschen zu geben, sondern Gott selbst und den Heiligen Gottes, die er verehrte, und schien ihm Alles nur Darlehn zu seyn für Zins ewiger Freuden nach dem Tode. Also sind denn nach und nach Kirchen und Klöster sehr begütert und reich geworden an Land und Zinsen.

Aus fremden Landen aber kamen dazu immer mehr der Verkündiger des Kreuzes, daß sie die letzten Ueberbleibsel des Heidenthums ausrotteten. Denn in den dicken Wäldern um den Zürichsee, in den abgelegenen Thälern des Gebirgs wohnten noch gar lange halbwilde Menschen, ohne

alle Kenntniß des lebendigen Gottes. Sie opferten ihren Götzen auf den Berghöhen und in einsamen Gehölzen Heerdenvieh und Pferde, die sie schlachteten; oder trieben bei'm Beginn eines neuen Jahres furchtbaren Lärmen mit Schreien, Jolen, Klopfen und Schlagen, um die bösen Geister, Hexen und Zauberer zu verjagen; oder zündeten mit Anbruch des Frühlings große Freudenfeuer auf allen Bergen an, wie Dankopfer für die guten Götter. Viel abergläubische Angst quälte die armen blinden Heiden vor der Macht der Hexen und Geister; sie glaubten noch an allerlei Vorbedeutung, an Wahrsagereien, an den Einfluß gewisser guter und böser Tage und dergleichen Selbstbetrug.

Darum waren die frommen Männer, welche den Heiden die Botschaft des Heils brachten, hochzupreisen. Es kam auch aus dem Frankenland Siegbert und predigte den Wildnissen Rhätiens. Im rauhen Gebirgswinkel hatte er dort sein Bethäuslein gegründet; wo nun das Kloster Disentis steht. Columban und Mangold lehrten lange an der Aar und Reuß und am Zürichsee; auch der vieleifrige Gallus. Dieser baute sich zuletzt eine einsiedlerische Bethütte in der Oede des hohen Bergthals am Bodensee, wo zu seinem Gedächtniß nachher das Kloster St. Gallen entstanden ist. In Hochgebirgen am Waldstättersee verkündete der fromme Meinrad das Wort Gottes, und im Finsterwald am Sihlflusse baute er seine Zelle, wo in unsern Zeiten das Kloster Einsiedeln prangt. Auf dem Hügel bei Zürich stiftete ein Herzog das Chorherrnstift und gab ihm viele Güter am Albis; ein anderes Münster baute sein Bruder am Waldstättersee, da, wo einst, vielleicht zur Römerzeit, nur ein Leuchtthurm mit nächtlich brennender Laterne für Schiffende stand, und jetzt die Stadt Luzern sich

ausbreitet. Und bald darauf erhob der reiche Graf Bero unweit davon ein neues Münster oder Kloster, welches noch jetzt nach ihm Beromünster genannt wird.

Doch ich würde lange nicht enden, wenn ich alle frommen Werke jener Zeit nennen wollte. Die armen Heiden in den Gauen sahen im weiten Lande umher gottgeweihte Mauern von Kirchen und Klöstern aufsteigen, hörten alltäglich Worte der Erlösung und des Kreuzes, und allnächtlich Gesang und Gebet der Mönche in den Zellen. Ihre Herzen wurden bewegt und sie gingen zur Taufe.

Freilich bewies sich das Christenthum anfangs gar blöde und dürftig, denn der Bekehrungen waren zu viele und zu schnelle. Die Lehrer waren oftmals fast so unwissend und roh, als die Hörer des Worts. Wer die Taufe empfangen, ein Gebet erlernt hatte, die Kirche besuchte, ein Kreuz machen konnte, hieß ein Christ, obschon er die Wildheit der Sitte und den Aberglauben des wüsten Heidenthums nicht abgelegt hatte. Die Heiligen wurden oft nur an die Stelle der Götzen gesetzt, und die altheidnischen Lusttage zu christlichen Festen umgekehrt. Furcht vor dem Teufel war gar viel mächtiger, als Liebe zu Gott. Mit Diensten und Vergabungen an Kirchen und Klöster meinte der Sünder gar wohlfeil ewige Seligkeit zu kaufen und sich gegen Höllengewalt zu beschützen.

Doch nicht gänzlich ohne Segen blieb der neue Glaube. Geht auch dem hellen Tagesschein immerdar erst eine Dämmerung voran. Es ward der Gedanke an den einzigen lebendigen Gott allgemein, und der Gedanke an die Vergeltungen der Ewigkeit, und daß wir Menschen alle hienieden die Kinder des Vaters im Himmel sind. Es leuchteten den

übrigen Haushaltungen viele fromme Pfarrer und Bischöfe mit ihren Eheweibern im guten Beispiel vor; denn in jener Zeit war Bischöfen und Priestern das eheliche Leben keineswegs untersagt. Viele christliche Herren thaten nun glimpflicher gegen die Unterthanen, und viele Leibeigene bekamen eigene Rechte und erträglicheres Loos. In manchen Klöstern wurden auch Schulen gehalten und Bücher der alten Weisen gesammelt und abgeschrieben; denn die Buchdruckerkunst ist erst lange Jahrhunderte nachher erfunden worden. Von Einsiedlern und Mönchen, welche in ihren Wildnissen Wälder ausrodeten und den Boden urbar machten, lernte das Volk Ackerbau und bessere Landwirthschaft; die Allmenden wurden eingeschlagen. Das Volk lernte Kalk brennen und mit Steinen bauen: denn bisher kannte man bloß elende hölzerne Hütten; es lernte Wolle weben und sich in Wollentuch kleiden; bisher ging es nur in Linnen oder Felle gewickelt. An den Hügeln des Lemaner- und des Zürichsees fing man selbst schon die Pflanzung der Weinreben an.

Das thaten nun freilich die Mönche nicht allein, sondern vielmehr noch die Franken, als sie das Land in Besitz nahmen; denn diese brachten ihre Haushaltung und den Stier und den Ackerpflug mit sich hierher, wo ihnen der König Ländereien und leibeigene Knechte und Mägde dazu schenkte oder zum Lehen ertheilte.

Wie das Land zum deutschen Reich gekommen ist und Städte erbaut wurden.

(Vom Jahr 900 bis zum Jahr 1200.)

Die Könige des großmächtigen Frankreichs sind lange Zeit gewaltig gewesen über alle anderen; und am gewaltigsten König Karl der Große. Der hat sich zu Rom krönen lassen als ein Kaiser des alten römischen Reichs, welches er wieder herzustellen gedachte; und er wollte mit dem Namen eines Kaisers andeuten, daß er sey ein König der Könige. Allein seine Kinder und Kindeskinder waren Fürsten voller Zwietracht und oft Männer schwachen Geistes. Jeder begehrte Theil an der Herrschaft; und sie zerstückelten das weitläufige Reich. Einer nahm Frankreich, ein Anderer Italien, ein Dritter Deutschland, und sie führten große Kriege wider einander ohne Ende. Auch ist bei diesen Theilungen geschehen, daß vom helvetischen Lande dasjenige, was bisher zum Herzogthum Schwaben gezählt gewesen war, an's deutsche Reich kam.

Als nun so viele Könige wurden und sie einander in beständigen Kriegen verfolgten, entstand aller Orten große Verwirrung. Deß erfreuten sich die vornehmen Amtleute und Landpfleger der Könige, nämlich die Herzoge und die Grafen. Denn sie schalteten fortan ohne Furcht vor Strafe, und gaben ihre Stellen, wenn sie starben, ihren Söhnen, und betrachteten die Herzogthümer und Grafschaften, als hätten sie dieselben wie erbliche Lehen empfangen, oder gar

wie eigenes Gut. Der Herzog von Schwaben wollte Keinem gehorchen; der Herzog von Burgund nannte sich selbst König. Wie die Herzoge den Königen trotzten, also trotzten wieder die Grafen den Herzogen, hielten Kriegsvolk und sprachen zu Allem ihr mächtiges Wort. Auch die Bischöfe blieben nicht müßig. In ihren Kirchsprengeln und Gebieten hochansehnlich und stark, thaten sie den Grafen und Herzogen gleich, machten sich unabhängig vom weltlichen Arm, legten Harnisch und Panzer an und ritten vor ihrem Kriegsvolk einher. Und wie die Bischöfe mit den Herzogen und Grafen, so that zu Rom der Papst mit den Kaisern und Königen; nahm Gewalt über sie an, und über alle Bischöfe und Kirchen in deren Landen, und zuletzt über deren Völker.

In solcher allgemeinen Verkehrung ist gekommen, daß die Herren und Grafen, welche in Helvetien saßen, den Herzogen in Schwaben zuletzt wenig nachfragten, eigenmächtig walteten und etwa nur die Könige oder Kaiser des deutschen Reichs fürchteten, oder ihnen schmeichelten, wenn sie durch dieselben hofften, noch größer zu werden. Einig waren sie unter einander nie, oder nur dann, wann große Gefahr Alle zugleich bedrohte.

Eine solche Gefahr für Alle kam auch in den Tagen, als Kaiser Heinrich, genannt der Finkler, Herr des deutschen Reichs war. Aus Morgenland her, vom schwarzen Meer, am Donaustrom herauf, erschien nämlich ein wildes Volk, kriegerisch, Alles zu Pferd, zahlreich wie Sand am Meer. Man hieß es die Ungarn. Sie streiften sengend und brennend bald durch Deutschland, bald durch Welschland; nichts widerstand ihnen, kein Fluß, kein Gebirg. Nur die festen Burgen und Schlösser ließen sie unangetastet, denn sie verstan-

den das Belagern nicht. Es war neunhundert Jahre nach Christi Geburt.

Da gebot der Kaiser, daß man alle große Ortschaften im Lande solle mit Mauern, Wällen und Gräben umfangen gegen den grimmigen Feind. So wurde St. Gallen und Basel mit Ringmauern umgeben, weil sie an den Grenzen lagen, auch Zürich am See. Das waren nun gleichsam Burgen des Volks, wohin Jeder zur Zeit der Noth seine Habseligkeit flüchtete. Auch je der Neunte von den freien, adelichen Leuten, die im Lande gering begütert wohnten, mußte in die Volksburg ziehen, um sie zu vertheidigen in Kriegsnoth, oder sie in Friedenszeiten zu verwalten. Also sind die Städte entstanden und ihre Räthe. Und die freien Adelichen, welche zum Stadtregiment bestimmt waren, hießen sich Patrizier.

Nach diesem Beispiel sind bald mehre Volksburgen oder Städte entstanden, wie Luzern und Solothurn, und später am Umladeplatz am Rhein, wo dieser Strom den gewaltigen Fall über Felsen macht, aus den dortigen Schiffhäusern, Schaffhausen. Wie im deutschen Helvetien, so geschah auch im burgundischen Helvetien, als die Kaiser dasselbe endlich ebenfalls zum deutschen Reich nahmen, und daselbst die Herzoge von Zähringen zu Reichsvögten machten. Schon standen hier die uralten Städte von Genf und Lausanne. Dazu fügte nun Reichsvogt Berthold, Herzog von Zähringen, die Stadt Freiburg, welche er im Uechtland erbaute zum Schutz und Trutz gegen die Stärke der widerspenstigen Herren und Grafen der Gegend. Eben so that sein Sohn und baute die Stadt Bern in einer Krümmung des Aarstroms.

Alle diese und andere Städte, welche hier und dort entstanden, wenn ein offener Flecken ummauert und befestigt ward, empfingen für ihr Gemeinwesen ähnliche Einrichtungen und Rechtsame, wie schon ältere Städte in Deutschland hatten. Der Landmann und Handwerker, welcher sich in der Stadt niederließ, erhielt Bürgerrecht, mußte zur Vertheidigung Spieß und Degen führen, zu den Ausgaben tellen und steuern und einen Eimer halten, bei Feuersbrünsten zu löschen; denn die Häuser in Städten waren noch von Holz gebaut, wie in Dörfern. Zu großen Angelegenheiten ward die Bürgergemeinde versammelt, die besondere Verwaltung des gemeinen Wesens aber einem Rath überlassen, welchen die Bürgerschaft wählte; an der Spitze des Stadtraths stand ein Schultheiß oder Bürgermeister. Geringe Händel wurden vor Rath abgethan; das hohe Blutgericht aber führte der Reichsvogt, oder der Stadthalter des Abtes oder des Grafen, oder wer sonst der Stadt Oberherr seyn mochte.

Sicherheit hinter den Ringmauern gegen feindliche Anfälle lockte viel Volks in die Städte; die Menge des Volks aber brachte Gewerb und Handthierung und Kunstfleiß und Handel auf. Es wurden Märkte gehalten, wo der Landmann verkaufte, was seine Felder und Heerden Ueberfluß gaben, und der Städter vertauschte dafür die Waaren, welche er in seiner Werkstatt bereitete. Das machte die Bürgerschaften wohlhabend und erfinderisch; ihr Wohlstand machte sie gesitteter; ihre Eintracht und Stärke machte sie achtbar den Herren und Adelichen, die in den Gauen umher auf einsamen Schlössern und Burgen saßen. Gern kehrten zu den Städten die Herzoge, Könige und Kaiser auf Reisen ein, und thaten sich gütlich bei ihnen, und beschenkten sie dankbar mit Rechtsamen und Freiheiten.

Als aber Grafen, Ritter und Herren im Lande das Wachsthum der Städte sahen, wurden sie fast eifersüchtig. Und sie trachteten ebenfalls nach Erweiterung von Macht und Einkünften; dienten eifriger um neue Lehen und Güter den Königen und Herzogen und Klöstern; oder führten kleine Kriege mit Nachbarn, um Raub zu machen. Viele, die ihren Vortheil kannten, erleichterten dabei ihren Angehörigen die Last der Leibeigenschaft, und sahen gern, wenn sich auf ihren Gütern das Volk mehrte. Weil seit Eroberung des Landes aller Boden mit Wohn' und Weid' und Wald ihr Eigenthum oder Lehen geworden, vertheilten sie nun die Grundstücke, welche urbar oder Weideland waren, an die Haushaltungen, die dafür die Grundzinse und Zehnten zahlten und Frohnen leisteten. So wurden der Dörfer, Weiler und Höfe immer mehr. Von jedem neuen Haus auf den Hofstätten wurden Zinshühner und Eier entrichtet. Nach dem Tode eines leibeigenen Hausvaters gaben dessen Kinder an den Oberherrn, oder an das Gotteshaus, oder wem sie eigen gehörten, das beste Kleid aus dem Kasten, das beste Geräth aus dem Hause und das beste Haupt Vieh aus dem Stalle. Nach Entrichtung dieses Todfalls, wie sie es nannten, behielten die Bauern das Uebrige, als wäre es ihr Eigen und Erbe.

Von den Völkerschaften in den Bergen von Schwyz, Appenzell, Rhätien und Wallis.

(Vom Jahr 1200 bis zum Jahr 1290.)

Hinter den Seen, am Fuß des Hochgebirges, wohin vor uralten Zeiten, vielleicht aus den Römerzeiten, die letzten Kymern geflohen waren, lebten deren Nachkommen entfernt von der Welt. Kein Allemann, kein Burgunde, kein Franke hätte sich in ihre armen und grauenvollen Wildnisse wagen mögen. Ungestört weideten sie ihre Heerden auf unbekannten Bergen und Alpen. Man sah an ihren Felsen keine Ritterburgen, in ihren Thälern keine Stadt. Lange hatten die Bruchenburen nur eine einzige Kirche; die stand im Mouttathale: dahin zog das Volk aus Schwyz, Unterwalden und Uri. Die Leute dieser drei Thalschaften waren alle einerlei Stammes, hatten auch lange, gleichwie nur eine Kirche, nur eine gemeinsame Obrigkeit. Zu der wählten sie aus ihrer Mitte erfahrne, redliche Männer.

Nachdem dort aber der Leute zu viel geworden waren, baute jede Landschaft ihre eigenen Kirchen und wählte eigenen Landammann, Rath und Gericht. So trennten die Orte Schwyz, Uri und Unterwalden ihre Gemeinwesen, handelten aber doch in wichtigen Dingen wie eine ungetrennte Gemeinde. Später sonderten auch die Leute in Unterwalden ob dem Kernwald ihre Sache von denen, die in den Dörfern nid dem Kernwald wohnten, und beide Theile Unterwaldens hielten fortan abgesondert Rath und Gericht. Denn die ob dem Walde hatten nach altem Herkommen, weil

sie vielleicht ehemals zahlreicher, als die nid dem Walde, gewesen waren, das Doppelte an den Landkosten zahlen müssen; und solches war ihnen nachher beschwerlich geworden, als die Nidwaldner so stark und reich als sie geworden. Wiewohl sie aber auseinander gingen, hielten sie doch in großen Angelegenheiten zusammen und galten, nach wie vor, immer noch wie ein einziger Ort.

Ueber alles Gebirg sprach Niemand Hoheit an, als der Kaiser, und das Volk war deß wohl zufrieden, daß es des gewaltigen Fürsten Schirm genoß. Es wählte sich gern Oberrichter des Reichs in seinen innern Zerwürfnissen, am liebsten dazu aus den Grafen von Lenzburg.

Bei ihnen lagen noch große Wildnisse und unbesuchte Hochthäler, die Keinem angehörten. Solche wurden von den Kaisern als herrenloses Gut, mithin als Reichsboden, angesehen. Davon gaben die Kaiser zuweilen Eigenthum oder Lehen an Herren und Klöster. Wenn dann die Einöden angebaut wurden, zahlten die Bauern davon Zinsen an die Könige, an die Grafen von Lenzburg und Rapperswyl, an die Münster zu Einsiedeln, Zürich und Beromünster und andere weltliche und geistliche Herren, welche von Kaisern empfangen hatten. Ein frommer Freiherr, Konrad von Seldenbüren, hatte auch in einem rauhen Bergthal Unterwaldens, am Fuße des ewig beschneiten Titlisberges, ein Kloster gebaut, Engelberg genannt. Solches gefiel dem Papste zu Rom also, daß er es in unmittelbaren Schutz des heiligen Stuhles setzte.

Doch viel älter und reicher war in jenen Gegenden das Kloster Einsiedeln. Die Heerden des Abtes weideten durch alle Berge. Denn dem Kloster war vorzeiten die ganze Wildniß des umherliegenden Gebirgs geschenkt worden. Die

Hirten von Schwyz, unbekannt mit Welthändeln, wußten lange Zeit nichts von solcher Vergabung, bis sie einst mit dem Abt in Streit geriethen, der seine Heerden in die Alpen schickte, die sie doch seit undenklichen Zeiten von ihren Vätern gehabt hatten. Da schrie der Abt um Hilfe zum Kaiser, und der Kaiser sprach dem Abt das Recht zu. Deß verwunderten sich die Schwyzer und sagten: „Ist des Kaisers und des Reiches Schirm unserm Recht kein Nutze, so bedürfen wir desselben auch nicht.“ Die von Uri und Unterwalden hielten zu ihnen und sprachen wie sie, und gehorchten dem Kaiser nicht. Solches verdroß den Kaiser, und er ächtete sie, und der Bischof von Konstanz warf den Bannfluch über das Land, daß keine Glocke mehr daselbst geläutet und die heiligen Sakramente nicht mehr gereicht werden sollten, weder Lebenden, noch Sterbenden, bis dem Kaiser gehorcht würde. Doch deshalb erschraken die Schwyzer gar nicht, sondern sie nöthigten ihre Priester, Gottesdienst zu halten, wie immer, und jagten die widerspenstigen aus dem Lande. Und ihre Heerden gediehen und ihre Alpen grünten, trotz des Bischofs Fluch, und sie handelten mit dem Erzeugniß ihrer Heerden frei nach den offenen Märkten von Zürich und Luzern. Wie aber der Kaiser nachmals in Noth gerieth und tapferes Volk zu seinen Kriegen nöthig hatte, schickte er wieder freundlich den Grafen von Lenzburg zu ihnen. Der sprach: „Der Kaiser liebet tapfere Männer; sie sollen seinen Krieg thun, wie ihre Väter, und sich nicht bekümmern um die Rede der Pfaffen.“ — Auf Solches zogen bei sechshundert Jünglinge mit ihm in den Krieg für den Kaiser nach Ruhm und Beute, und Niemand von Allen bekümmerte sich um die Rede der Pfaffen.

Auch im Hochgebirge am Bodensee wohnte viel freies Volk, lange Zeit unter des Kaisers und Reiches Schirm.

Doch hatte von jeher der Abt von St. Gallen daselbst weitläufiges Gut und dienstbare Angehörige, die sein Land bauten und Gotteshausleute genannt wurden. Am Sitterfluß, zu Füßen des hohen Alpsteins, lag des Abtes Haus und Zelle, wohin der Herr oft kam, seines Rechts zu pflegen. Daher bauten sich daselbst mehr Leute an, und ward um des Abtes Zelle der Flecken Appenzell, davon endlich das ganze Bergland die Benennung annahm. Ueber seine Gotteshausleute setzte der Abt seinen Vogt; aber die freien Reichsleute zu Appenzell, Hundwyl, Urnäschen und Teuffen wählten unter Kaisers Schutz, gleich den freien Völkerschaften am Waldstättersee, aus eigener Mitte Landammann, Rath und Gericht, und hatten ihren Reichsvogt.

Die Aebte von St. Gallen gewannen jedoch nach und nach durch Käufe und Schenkungen immer mehr Rechte über das gesammte Land, zuletzt sogar vom Kaiser die Reichssteuer, den Blutbann und die Hoheit über jene vier Reichsländlein. Es galt das aber unbeschadet altbestandenen Freiheiten des Volks, dem es gleichviel dünkte, wem es die Schirmsteuer entrichte, ob einem Reichsvogte, oder einem mächtigen Abte. Hinwieder war das Gotteshaus zu St. Gallen mit den schönen Steuern und Zinsen wohlvergnügt, und beeinträchtigte keineswegs die althergebrachten Rechtsame des Hirtenvolks. Und auf daß die eigenen Gotteshausleute den übrigen Freien nicht so gar ungleich wären, verlieh denselben der Abt ebenfalls das Recht, sich einen Landamman zu erwählen, und andere feine Freiheiten mehr. Das geschah zur Belohnung ihrer Treue und Tapferkeit, mit der sie den geharnischten Aebten oft im Kriege beigestanden hatten.

So vielen Heils ward das arme Volk im rhätischen

Hochlande nicht froh. Da hingen in allen Thälern an den Felsenhöhen hundert und hundert stolze Burgen der Grafen und Freiherren, wie eine Sklavenkette um den Hals des Vaterlandes. Da waren der Bischof von Chur, da die Aebte von Disentis und Pfäffers, da die Grafen von Bregenz, von Werdenberg, Montfort, Mätsch und Misox, da die reichen Baronen von Rhäzüns, Montalt, Aspermont, Vatz und hundert Andere gewaltig. Nur die Stadt Chur freute sich, unter Oberherrlichkeit ihres Bischofs, ansehnlicher Rechtsame; und eben so hin und wieder ein abgelegenes Thal altangestammter Vorzüge, wie das Pregällerthal, nahe an Italiens Grenze. Alles übrige Volk, am meisten das romanisch redende, war und blieb dienstbar und zinsbar und leibeigen. Lediglich die deutsch redenden Walser hießen in ihren Höfen und Dörfern freie Leute, wie sie von den Franken gefunden worden waren bei Eroberung des Landes. Man sagt, diese Walser seyen Einwanderer allemannischen Stammes gewesen, die hier zur Zeit gothischer Herrschaft Zuflucht fanden, und abgeschiedene Hochländer, die das rauhe Avers und Brettigäu, und den Rheinwald am Fuße der Rheingletscher anbauten. Eben diese haben auch die fruchtbaren Einöden von Davos zuerst bewohnt und urbar gemacht, als sie dieselben vom Freiherrn von Vatz zu Lehen empfingen.

Gleichermaßen herrschten viele Grafen und Herren im Lande Wallis, wo die Stadt Sitten mit großer Mühe ihre Stadtrechte unter eigenem Bürgermeister und Rath emporhielt. Im untern Wallis war lange der Graf von Savoyen am gewaltigsten; im obern Wallis aber der Bischof von Sitten. Doch die Bergleute in den Thälern und Gemeinden des obern Wallis, alle deutsch redend, hatten auch deutsches,

tapferes Herz, und behaupteten uralte Freiheit von ihren Vorfahren. Sie hatten das Land in sieben Zehnten getheilt. Aus den Abgeordneten der Zehnten bestand der Rath des Landes, und dem Landrath stand ihr Landeshauptmann vor. So, unter Obhut eigener Gesetze, weideten sie ihre Heerden an den Ufern der Rhone bis zu deren Quellen aus dem ewigen Eis des Gebirgs.

Vom guten Kaiser Rudolph von Habsburg und den bösen Anschlägen seines Sohnes Albrecht.

(Vom Jahr 1290 bis zum Jahr 1307.)

Zu derselben Zeit war im Schweizerland kein Herr so hochgeachtet wegen seines leutseligen und klugen, dabei tapfern Wesens, als der Graf Rudolph von Habsburg. Sein Schloß lag auf dem Wülpelsberg im Aargau. Die Städte Aarau, Baden, Mellingen, Diesenhofen, Sursee und andere hatten ihn zu ihrem Vogt. Auch beriefen ihn die Schwyzer, daß er ihr Vogt werde, weil allerlei Unruhen waren wegen damaligen Streitens zwischen Kaiser und Papst. Deswillen hatten Uri, Schwyz und Zürich Bund mit einander gemacht, sich wider die Gewaltigen in den Schlössern beizustehen; und Zürich wählte dazu noch den Grafen Rudolph zu seinem Feldhauptmann.

Nicht also beliebt war Rudolph den Bürgern zu Basel; zwar er noch mehr, als seine adelichen Kriegsgesellen und Freunde. Da diese sich einst bei Fastnachtslust in Ungebühr gegen die schönen Frauen und Töchter in Basel betrugen, gab es viel blutigen Streit, und mancher leichtfertige Edelmann fiel todt unter der wackern Bürger Faust. Die Schmach seiner Freunde schmerzte den Grafen zu Habsburg, und er zog mit vielem Kriegsvolk vor die Stadt, um sie zu züchtigen.

Allein dieser Krieg endete gar plötzlich und freudig. Denn die Herzoge und Fürsten in Deutschland, als sie, nach dem Tode ihres Kaisers, gehadert hatten, wer König seyn sollte, erwählten dazu den Grafen Rudolph von Habsburg. Das war ihm geschehen, weil der Kurfürst von Köln gesagt hatte: er sey weise und gerecht, und geliebt von Gott und Menschen.

Wie nun die Baseler vernahmen, ihr Feind sey ihr König geworden, gingen sie aus den Thoren hervor mit Ehrerbietung, und luden ihn und sein Volk ein, in ihre Stadt zu kommen. Da ward Freundschaft geschlossen. Und Freude und Verwunderung erfüllte alles Land. Und aus Städten und Ländern kamen die Vorsteher, ihm Glück zu wünschen und seiner Gemahlin im Aargau zu Brugg.

Kaiser Rudolph aber blieb lebenslänglich, auch auf dem ersten Thron der Christenheit, auch im fernen Lande, den Völkerschaften seiner Heimath gewogen. Er schmückte ihren Adel mit neuen Zierden oder stattete ihre Städte mit neuen Vorrechten aus, oder bekräftigte durch sein königliches Wort, was sie schon besaßen; den Zürichern, den Schaffhausern, den Solothurnern, sie sollten vor keinem andern, als vor ihren eigenen Richtern und nach eigenen Gesetzen, antwor-

ten; denen von Laupen und Luzern Freiheiten, wie sie Bern hatte, und daß Luzern reichslehenmäßig seyn solle; den Bielern die Stadtfreiheiten von Basel; den Aarauern, vor keinem fremden Richter, sondern vor ihrem eigenen Schultheiß Rede zu stehen; denen von Winterthur, Diesenhofen und andern Städten andere und ähnliche Rechtsame. Den drei Waldstätten am See bestätigte er, daß sie allezeit des Reichs Unmittelbare bleiben sollten; den Bischof zu Lausanne, den Abt von Einsiedeln erhob er zur Reichsfürstenwürde. — In den welschen Gebieten, wo die Grafen von Savoyen übermächtig waren, stellte er mit Gewalt der Waffen das königliche Ansehen her, schirmte er Lausanne und Freiburg vor Savoyens Joch, und machte er wieder reichsfrei, was zuvor reichsfrei gewesen. Dafür waren ihm die Städte und Länder dankbar mit reichen Geldhilfen und Beistand.

Aber andere Zeiten kamen, als er gestorben war und sein Sohn **Albrecht** die königliche Krone trug. Denn von diesem ward bekannt, wie er nur darauf ausgehe, seine Hauslande zu erweitern, oder sie mit Einverleibungen fremden Gutes auszurunden, und wie er die Freiheiten der Städte und Länder wenig achte. Darum fürchtete sich Jeder. Da traten sie zusammen von Uri, Schwyz und Unterwalden (1291), und beschworen, in Erwägung böser und gefährlicher Zeiten, einen ewigen Bund, sich und die Ihrigen mit Hab' und Gut, gegen Alle und Jede, wer sie auch seyen, zu vertheidigen und einander mit Rath und That Hilfe zu leisten. Davon wurden sie Eidsgenossen genannt. Der Bischof von Konstanz trat auch mit dem Grafen von Savoyen in Bund und mit andern Herren und Grafen gegen des Königs Absichten, desgleichen mit dem Abt von St. Gallen und mit der Stadt Zürich. Die deutschen Fürsten haßten den Albrecht

nicht minder, und wählten sich einen Grafen, Adolph von Nassau, zum König.

Nun entstand Parteiung und Krieg aller Orten, für und wider Albrecht von Oesterreich, von Land zu Land, von Stadt zu Stadt. Bern hielt zum Grafen von Savoyen und schloß Bund mit Freiburg und Solothurn. Alsbald kam Albrecht mit Heeresmacht von Oesterreich und überzog verwüstend die Lande des Bischofs von Konstanz. Dann entriß er in einer blutigen Schlacht dem Könige Adolph den Sieg, das Leben und die Krone des Reichs. Da sandten die Eidsgenossen aus den Waldstätten nach Straßburg zu ihm, daß er ihre alten Freiheiten schirmen wolle, wie sein glorwürdiger Vater gethan. Er aber antwortete, daß er gedenke, ihnen nächstens eine Veränderung ihres Zustandes anzutragen. Deß erschrak die Eidsgenossenschaft am Waldstätter-See gar sehr.

Schon war Krieg und Kriegsgeschrei im ganzen Uechtland, von Solothurn bis zum Lemaner-See. Die Herren dort und Grafen, welche mit Albrecht hielten, und die Städte und deren aufwachsende Macht haßten, zogen wider Bern. Aber die tapfere Bürgerschaft dieser Stadt, mit Zuzug aus Solothurn und andern Orten und angeführt von dem kriegserfahrnen Ulrich von Erlach, schlug die Uebermacht des Feindes am Donnerbühel auf's Haupt und eroberte und zerstörte viele Schlösser und Burgen der Adelichen, also daß der Ruhm der Stadt durch's ganze Land glänzend wurde.

Darauf kam König Albrecht selbst in's Land und lagerte sich vor Zürich auf dem Berg, von welchem herab er in die Straßen sehen konnte. Die Züricher aber schlossen ihre Thore nicht, wiewohl sie starken Widerstand gerüstet hatten, sondern sie ließen ihm sagen, daß sie ihn als König anerkennen wollten, wofern er ihre Freiheiten anerkenne. Da er

nun wenig Belagerungszeug bei sich führte und so viel Kriegsvolk in der Stadt erblickte — denn auch die Frauen und Töchter hatten Waffen genommen — erwies er sich friedlich und bestätigte den freien Zustand der Stadt.

Aber den Eidsgenossen in den Waldstätten meldete er, daß er sie zu seines königlichen Hauses lieben Kindern haben wolle, und sie wohl thun würden, sich in den Schirm Oesterreichs zu begeben als getreue Unterthanen. Da wolle er sie reich machen durch Lehen, Ritterschaft und Beute. Weil aber die Männer im Gebirg antworteten: sie begehrten viel lieber in den alten Rechten ihrer Väter und unmittelbar beim Reiche zu bleiben, wie von jeher, schickte er ihnen zu Reichsvögten harte und böse Leute aus seinem eigenen Lande, die sie drücken und quälen sollten, damit sie froh wären, vom Reich abzukommen und sich unter Oberherrlichkeit des Hauses Oesterreich zu begeben. Und er schickte den Hermann Geßler von Brunegg und den Ritter Beringer von Landenberg. Die thaten, was nie zuvor die Reichsvögte, und wollten im Lande selbst wohnen. Landenberg zog auf das Schloß des Königs bei Sarnen in Obwalden, und Geßler baute sich einen Zwinghof im Lande Uri. Nun wurden die Zölle erhöht, die kleinsten Vergehen mit Kerkern und schweren Bußen gestraft, und die Landleute mit Stolz und Verachtung mißhandelt. Als Geßler vor des Stauffachers neuem Haus im Dorfe Steinen vorbeiritt, sprach er höhnisch: „Kann man's auch dulden, daß das Bauernvolk so schön baue?" Und als Arnold Anderhalden, von Melchthal im Unterwaldner Land, wegen geringen Fehlers um ein Paar schöne Ochsen gestraft ward, riß Landenbergs Knecht die Ochsen vom Pfluge und sprach: „Bauern können ihren Pflug selbst ziehen." Aber der junge Arnold, ob

der Rede ergrimmt, schlug den Knecht, daß er demselben zwei Finger zerbrach. Darum floh er in's Gebirg. Da ließ der Landenberg zur Strafe dem alten Vater des Arnold beide Augen ausstechen.

Wer hingegen mit den Vögten hielt und ihren Willen that, dem ward Alles nachgesehen und er hatte immer Recht. Doch nicht Allen bekam es wohl, wenn sie, trotzig auf der Vögte Schutz, Ruchloses thaten. Denn als der Burgvogt auf der Insel Schwanau, im Lowerzer-See, die Tochter eines ehrlichen Mannes von Arth schändete, ward er von den Brüdern der Jungfrau erschlagen. Und als der Junker von Wolfenschieß in Unterwalden, ein Freund des Landenberg, zu Alzellen die schöne Frau des Konrad von Baumgarten sah, und erfuhr, ihr Mann sey nicht zu Hause, begehrte er, sie solle ihm ein Bad machen, und muthete ihr Böses zu. Wie er aber im Bade saß, rief die Frau ihren Mann vom Feld und klagte ihm. Der schlug den geilen Junker im Bade todt. — So geschah, weil kein Gericht und Recht mehr im Lande zu finden war, daß Jeder sich selbst half und viel Unheils ward. Die Vögte aber lachten und fuhren fort nach ihrer Weise, also, daß sie nicht nur des Volks von Kaisern und Königen verbriefte Rechte mit Füßen traten, sondern selbst das ewige Recht verhöhnten, das Gott jeglichem Menschen, wie sein unveräußerliches Gut, verliehen hat.

Von Wilhelm Tell und den drei Männern im Rütli.

(Im Jahr 1307.)

Als nun in den Thälern der Waldstätte Demuth weinte und Hochmuth lachte, sprach im Dorfe Steinen des Werner Stauffachers Frau zu ihrem Manne: „Wie lange muß Hochmuth lachen und Demuth weinen? Sollen Fremdlinge Herren dieser Erde und Erben unsers Gutes seyn: wozu taugen die Männer des Gebirgs? Sollen wir Mütter an unsern Brüsten Bettler säugen und den Ausländern leibeigene Mägde erziehen? Das sey ferne!"

Darauf ging schweigend der Werner Stauffacher hinab zum Orte Brunnen am See, und fuhr über das Wasser nach Uri zum Walther Fürst in Attinghausen. Bei demselben fand er verborgen den Arnold von Melchthal, welcher vor dem Grimm des Landenberg über das Gebirg entwichen war.

Und sie redeten von der Noth des Landes und dem Greuel der ausländischen Vögte, die ihnen der König, zuwider ihren angestammten Rechten und Freiheiten, gesandt habe. Auch gedachten sie, wie sie gegen die Bosheit der Vögte vergebens geklagt hätten vor dem König, und wie dieser selbst gedroht, sie müßten, trotz Siegel und Briefe alter Kaiser und Könige, ab vom Reiche und der Herrschaft von Oesterreich zugewendet werden. Da nun Gott keinem Könige Gewalt gegeben, auf daß er Unrecht thue, sey keine andere

Hilfe, als durch Gott und eigenen Muth, und der Tod sey viel leichter, als so schmähliches Joch. Darum beschlossen sie, Jeder solle in seinem Lande mit vertrauten, herzhaften Männern sprechen, und erforschen, weß Sinnes das Volk sey und was es für Freiheit und Sicherheit einsetzen wolle.

Nach diesem kamen sie oft in verabredeten nächtlichen Stunden zusammen an einem heimlichen Ort am See. Der lag fast mitten inne zwischen Uri, Unterwalden und Schwyz, auf einer schmalen, umbüschten Wiese, am Fuß von den Felsen des Seelisberges, gegenüber dem Dörflein Brunnen. Man hieß ihn, vom ausgereuteten Gestrüpp, das Rütli; da waren sie von Menschen und Wohnungen weit. Bald brachte Jeglicher frohe Botschaft mit: allem Volk sey viel leichter der Tod, als das schmähliche Joch.

Wie sie aber in der Nacht am siebenzehnten des Wintermonats des dreizehnhundert und siebenten Jahres zusammenkamen, und jeder von den Dreien mit sich zur Matte auf Rütli zehn treue Ehrenmänner geführt hatte, entschlossen, die alte Landesfreiheit über Alles, das Leben für Nichts zu achten, erhoben die frommen Drei ihre Hände zum gestirnten Himmel und schwuren zu Gott, dem Herrn, vor welchem Könige und Bauern gleich sind: im Treuen für die Rechte des unschuldigen Volks zu leben und zu sterben; Alles gemeinschaftlich, Nichts eigenmächtig zu wagen und zu tragen; kein Unrecht zu dulden, aber auch kein Unrecht zu thun; des Grafen von Habsburg Recht und Eigenthum zu ehren und keinem der Königsvögte Uebels zuzufügen, aber auch den Vögten zu wehren, das Land zu verderben. Und die dreißig Andern streckten die Hände auf und thaten den Eid, wie jene, zu Gott und allen Heiligen, die Freiheit mannhaftig zu behaupten. Und sie erwählten die Neujahrsnacht zum Werk. Dann gin-

gen sie auseinander, Jeder in das Thal zu seiner Hütte, und winterten das Vieh.

Dem Vogt Hermann Geßler ward nicht wohl, denn er hatte böses Gewissen. Es dünkte ihn, als wenn das Volk muthiger einherginge und trotziger aussähe. Darum ließ er den herzoglichen Hut von Oesterreich erhöhen auf einer Stange in Uri, und befahl, wer vorübergehe, solle demselben Ehrerbietung erweisen. Daran wollte er erkennen, wer wider Oesterreich sey.

Und Wilhelm Tell, der Schütz aus Bürglen, ging vorüber, einer von den Männern aus dem Rütli; aber er beugte sich nicht. Alsbald führten sie ihn gefangen zum Vogt, und dieser sprach ergrimmt: „Trotziger Schütze, so strafe dich deine eigene Kunst. Einen Apfel lege ich auf das Haupt deines Söhnleins, den schieße herab und fehle nicht!" Und sie banden das Kind und legten auf das Haupt desselben einen Apfel und führten den Schützen weit davon. Er zielte. Da schwirrte die Bogensehne. Da brach der Pfeil den Apfel. Alles Volk jauchzte freudig. Geßler aber fragte den Schützen: „Wozu trägst du noch den andern Pfeil bei dir?" Es antwortete Tell: „Hätte der erste nicht den Apfel getroffen, dann gewiß der andere dein Herz!"

Deß erschrak der Vogt und ließ den Schützen greifen und auf ein Schiff führen nach Küßnacht, wohin er selbst zu fahren gedachte. Denn den Tell im Lande Uri einzukerkern, schien, wegen des Volkes, nicht rathsam; ihn aber in ausländische Gefangenschaft zu schleppen, war wider des Landes Rechtsame. Darum fürchtete der Vogt Zusammenlauf des Volkes und fuhr schleunig ab, wiewohl der warme Fönwind blies. Der See ging hohl und die Wellen schlugen schäumend über, daß Allen bange ward und die Schiffleute verzag-

ten. Je weiter im See, je größer die Todesnoth; denn da steigen Uferberge jäh aus dem Abgrund des Seewassers, wie Mauern zum Himmel. In schwerer Angst ließ Geßler dem Tell die Fesseln abthun, damit derselbe, als guter Schiffer, das Fahrzeug lenke. Aber der Tell lenkte gegen die kahle Wand des Axenberges, wo eine nackte Felsplatte wenige Schritte weit in den See hervortritt. Schwung und Sprung: — der Tell hinaus auf die Platte, das Schiff hinaus in den See.

Nun kletterte der Erlösete den Berg hinauf und floh durch das Land Schwyz. Und er dachte in seinem bekümmerten Herzen: Wohin entfliehen dem Zorn des Gewaltherrn? Und entrinne ich seiner Bosheit, so hat er in der Heimath mein Weib und Kind zum Pfand. Was wird nicht der Geßler gegen die Meinigen verhängen, wenn Landenberg schon um zwei gebrochener Finger seines Knechts willen dem Alten von Melchthal beide Augen ausbohrte? Wo ist der Richterstuhl, vor den ich Geßlern lade, wenn der König selbst des ganzen Volkes Klage nicht mehr anhört? Ist aber kein Gesetz gültig, und Keiner, der da richtet zwischen mir und ihm, so stehen wir, Geßler, du und ich, gesetzlos Beide, und Nothwehr richtet. Soll Eins von Beiden fallen, unschuldig Weib und Kind und Vaterland, oder, Vogt Geßler, du: so falle du, und Freiheit steige wieder!

So dachte der Tell und flog mit Pfeil und Bogen gen Küßnacht, und harrete in der hohlen Gasse bei dem Ort. Da kam der Vogt; da schwirrte die Bogensehne, da brach der freie Pfeil das Herz des Gewaltherrn.

Das ganze Volk erschrak freudig, als es den Tod seines Unterdrückers vernahm. Die That des Tell verlieh höhern Muth; allein noch war die Neujahrsnacht nicht gekommen.

Der Neujahrsmorgen des Jahrs 1308. — Die Freiheitsschlacht auf Morgarten.

(Vom Jahr 1307 bis 1334.)

Es kam die Nacht. Da ging einer der Jünglinge, die im Rütli geschworen hatten, zur Burg Roßberg in Obwalden; drinnen hatte er ein Mägdlein lieb. Das Mägdlein zog ihn an einem Seile zu ihrer Kammer hinauf aus dem Burggraben. Drunten aber warteten noch zwanzig Andere, die zog der Erste auch hinauf. Wie Alle droben waren, bemeisterten sie sich des Ammanns und seiner Knechte und der ganzen Burg.

Als es Tag ward, ging Landenberg aus der königlichen Burg bei Sarnen hervor zur Messe. Da kamen ihm aus Unterwalden zwanzig Männer entgegen, brachten Hühner, Geißen, Lämmer und andere Gaben zum Neujahrsgeschenk. Der Vogt hieß sie freundlich in die Burg hineingehen. Da stieß unterm Thor Einer von ihnen in's Horn. Schnell zogen sie Alle scharfe Eisen hervor, steckten dieselben auf ihre Stäbe und nahmen die Burg ein, während dreißig Andere zu Hilfe kamen, die im Erlengebüsch versteckt gewartet hatten. Landenberg floh erschrocken über die Matten nach Alpnach. Sie aber fingen ihn und ließen ihn und alle die Seinigen Urfehde schwören, die Waldstätte zu meiden ewiglich. Dann gestatteten sie ihm, abzuziehen nach Luzern. Keinem war was Leides gethan worden.

Hoch loderten die Freudenfeuer auf den Alpen.

Mit den Leuten von Schwyz zog Stauffacher an den Lowerzersee und brach die Burg Schwanau daselbst ab. — Es zogen die Leute von Uri hinaus, und Geßlers Twinghof ward eingenommen.

Hoch loderten die Freudenfeuer auf den Alpen.

Das war der Freiheit Neujahr. Am nachfolgenden Sonntag kamen die Boten der drei Länder zusammen und beschworen den uralten Bund wieder auf zehn Jahre; und der Bund dauerte ewiglich und ward oft erneut. Sie hatten ihr altes Recht an sich genommen, keinen Tropfen Bluts vergossen und nichts beschädigt von Allem, was dem Könige oder was Habsburg im Lande angehörte.

Der König Albrecht, wie er die Begebenheiten vernahm, ward höchlich entrüstet, ließ Kriegsvolk sammeln und ritt in Begleitung vieler vornehmen Herren in den Aargau. Auch sein Neffe und Mündel, Herzog Johann von Schwaben, war bei ihm, dem er das väterliche Erbtheil beständig vorenthielt. Wie sie nun am ersten Mai, von Baden abgereist, bei Windisch über die Reuß gefahren waren, schrie Herzog Johann: „Hier der Lohn des Unrechts!" und stieß dem Könige den Speer durch den Hals. Andere Herren, verschworen mit dem Herzog, thaten wie er. Ritter Rudolph von Balm rannte dem Könige den Spieß in den Leib, Walther von Eschenbach spaltete ihm das Haupt. Die Andern standen da, voll Entsetzens vor der Missethat. Endlich flohen Alle aus einander. Der Kaiser der Deutschen starb im Schooß eines armen Weibes, das eben an der Straße stand.

Die Welt erschrak vor dem Frevel. Die Mörder irrten und starben im Fluch der Menschen. Zürich verschloß vor ihnen die Thore; die Waldstätte gönnten den Todtschlägern ihres Feindes keine Zuflucht. Aber die Kinder des Erschlagenen, Herzog Leopold von Oesterreich und Agnes, Königin von Ungarn, und die Wittwe des Erschlagenen, Königin Elisabeth, übten Blutrache an Schuldigen und Unschuldigen. Am grausamsten vor Allen Agnes. Viele Burgen der Verdächtigen wurden Asche: Wart, Fahrwangen, Maschwanden, Altbüren. Als in Fahrwangen zu Agnesens Füßen das schuldlose Blut von dreiundsechzig Rittern floß, soll sie gerufen haben: „Seht, nun bad' ich im Maithau!" Umsonst jammerte vor ihr im Staube die Gemahlin des Ritters Rudolph von Wart für das Leben des Gatten. Dieser ward mit gebrochenen Gebeinen lebend auf's Rad geflochten, den Vögeln zum Fraß. Vom Rad herunter tröstete er sterbend die treue Gemahlin, welche da einsam kniete, weinte und betete, bis seine geliebte Seele entwich. — Auf der Stätte des Kaisermordes aber bauten Agnes und ihre Mutter das reiche Kloster Königsfelden. Sie selbst begab sich hinein, ihr Leben mit Andacht zu vollbringen. Aber Bruder Berthold Strebel von Oftringen sprach voll Abscheues zu ihr, da sie den Vorüberwandelnden in ihre Kirche winkte: „Frau, es ist schlechter Gottesdienst, wer unschuldiges Blut vergießt und aus dem Raub Klöster stiftet."

Auch den Leuten in den Waldstätten vergaß Herzog Leopold die Widerspenstigkeit nicht, welche sie seinem Vater gezeigt hatten, besonders als sie, statt seinem Bruder Friedrich von Oesterreich, dem Kaiser Ludwig, dem Baier, ergeben thaten. Er brach wider sie auf mit vielen Rittern

und Herren und großer Macht. Gegen Obwalden über den Brünig zog sein Graf Otto von Straßberg mit viertausend. Mehr denn tausend Streiter wurden durch die Amtleute zu Willisau, Wollhausen und Luzern gerüstet, um das Land Unterwalden vom See her zu überfallen. Der Herzog selbst rückte mit dem Kern seiner Schaaren aus Aegeri auf Morgarten gegen das Gebirg der Schwyzer. Viele Stricke führte er mit sich zur Hinrichtung der Vorsteher dieses Volkes.

Die Eidsgenossen, sich seiner Macht zu wehren, lagerten mit dreihundert Mann auf der Höhe bei der Einsiedler Landmarch. Es waren zu den Schwyzern vierhundert von Uri, dreihundert von Unterwalden gestoßen. Auch fünfzig aus Schwyz verbannte Männer kamen und baten, ihr Vaterland durch Heldenthat wieder zu verdienen. Wie nun am sechzehnten Tage des Wintermonats 1315 die viel tausend geharnischten Reiter im blutrothen Strahl des Morgens am Gebirge herauf zogen, drangen in einer kleinen Ebene bei der Haselmatt und am großen, begraseten Vorsprung des Berges die Eidsgenossen mit großem Geschrei auf sie ein. Die fünfzig Verbannten wälzten von den Höhen der Sigler-Flur zerschmetternde Felsstücke, und brachen dann aus Morgen-Nebeln hervor in den bestürzten Feind. Da ward unter den Schaaren des Herzogs große Verwirrung, zuletzt Flucht und Verderben. Den Schwyzern voran mit Ruf und That Heinrich von Ospenthal, die Söhne des Grafen Reding von Biberegg, der den Entwurf der Schlacht gegeben. In den Engweg, zum Aegerisee nieder, ward der Feind eingedrängt. Unter Hellebarden und Morgensternen der Hirten fiel die Blüthe des Adels im Morgarten. Leopold entkam mit Noth den siegreichen Verfolgern. Dann

eilten folgenden Tages die Ueberwinder über den See der Waldstätte gen Unterwalden; da schlugen sie mit Macht die Luzerner, daß derselben viele im See ertranken. Straßberg sah es und floh erschrocken. Darauf, nach dem großen Heldentage, erneuerten die Eidsgenossen den alten Bund: Alle für Einen, Einer für Alle zu sterben; ohne Willen Aller in keine Verpflichtung gegen das Ausland zu treten; doch fremdes Gut und Recht im Lande zu ehren, wie eigenes.

Die Freiheitsschlacht bei Sempach.

(Vom Jahr 1385 bis 1387.)

Nun will ich erzählen von viel blutigerm Streit um Freiheit, der in den Feldern von Sempach und Näfels wider Oesterreich und die Ritter gestritten worden ist.

Der Adel, wie immer, haßte unversöhnlich die Freiheit des Volks. Er drückte die unterthänigen Bauern und that hoffährtig gegen die Eidsgenossen. Und er dünkte sich zu Allem mächtig, weil es der Herzog von Oesterreich mit ihm hielt, der die Eidsgenossen durch neue Zölle drückte, welche er in seinen Erblanden stellte, um ihren Handel zu schwächen. Wie nun eines Tages ein Haufen kecker Luzerner aufgebrochen war und voll Grimmes die Mauern des Schlosses Rothenburg, wo neuer Zoll stand, in den Graben

gestürzt hatte; und wie in eben denselben Tagen die vielgeplagten Entlibucher, denen ihr Oberherr, Peter von Thorberg, die Abgaben vermehrt hatte, die Luzerner um Schirm ihrer Rechte und um bürgerliches Zusammenhalten mit ihnen baten, und Luzern auch ihrer Bitte zusagte: da erhob sich der Krieg gegen die Twingherren.

Peter von Thorberg ließ die Männer aus Entlibuch, welche Urheber des Bundes mit Luzern gewesen, schmählich hinrichten, und streifte verwüstend bis vor die Stadtthore. Und Herzog Leopold von Oesterreich kam und schwor, den trotzigen Eidsgenossen Strafe zu bringen für so viel Unheil, das sie ihm schon und seinem Hause zugefügt hätten. Nun Kriegsgeschrei, nun Geräusch der Rüstungen weit umher. Die Eidsgenossen hielten eilfertig einen Tag. Nur Bern fehlte, weil der Stillstand dieser Stadt mit Herzog Leopold noch nicht ganz verflossen war. Indessen kündeten hundert und siebenundsechzig geistliche und weltliche Herrschaften nach einander in wenigen Tagen den Eidsgenossen Verderben, Krieg und Untergang an.

Diese aber erschienen jählings in Waffen, ohne alle Furcht. Manche Burg ward stracks von ihrer Faust gebrochen: Rümlang an der Glatt, Mörsburg, Schenken am Berg bei Sursee, Windegg im Gasterland. Die Feinde hinwieder, nicht träge, erschlugen, mit Hilfe Verraths der Bürger von Mayenberg, viele der dort in Besatzung liegenden Zuger und Luzerner; darüber mußte der Ort in Flammen aufgehen. Hinwieder Reichensee, den Eidsgenossen treu, mußte ebenfalls die Treue mit dem Brand seiner Häuser und mit Niedermetzelung seiner meisten Bewohner büßen, also daß selbst des unmündigen Kindleins an der Mutterbrust nicht geschont ward.

Herzog Leopold zog darauf mit großer Macht, viel herrlicher Ritterschaft und Hilfe aus seinen Landen, von Baden durch's Aargau herauf über Sursee gen Sempach, um hier die Bürgerschaft, die zu den Eidsgenossen hielt, mit eiserner Ruthe zu züchtigen. Dann wollte er Luzern überfallen. Gen Sempach gekommen, fand er aber die Banner der Eidsgenossen schon in der obern Gegend versammelt. Alsbald, ohne sein Fußvolk zu erwarten, hieß er die Tausende seiner Ritter von den Rossen steigen, weil er deren Verwirrung im Berggefecht fürchtete, und befahl, Mann an Mann gedrängt, gleich einer eisernen Mauer, mit vorgesenkten Speeren in die Eidsgenossen einzudringen. Da jauchzte der Adel. Doch Freiherr Hans von Hasenburg warnte: „Hoffahrt sey zu nichts gut!" Herzog Leopold aber sagte: „Hier in meinem Land, für mein Volk, will ich siegreich seyn, oder verderben!"

Es war zur Aerntezeit. Die Sonne stand hoch und brannte heiß. Die Schweizer fielen auf ihre Kniee und beteten. Dann erhoben sie sich; vierhundert von Luzern, neunhundert aus den Waldstätten, hundert aus Glarus, Zug, Gersau, Entlibuch und Rothenburg. Alle stürzten sie wüthend gegen die Eisenschaar an. Vergeblich; die durchbrach Keiner. Mann um Mann sank. Sechzig Leichname bluteten am Boden. Alle wankten.

„Ich will der Freiheit eine Gasse machen!" schrie jählings donnernd eine Stimme: „Treue, liebe Eidsgenossen, traget Sorge für mein Weib und Kind!" Das sprach Arnold Struthan von Winkelried, der ritterliche Unterwaldner, umfaßte alsbald mit beiden Armen von den Feindesspeeren, so viel er deren

konnte, und begrub sie in seinen Leib und sank. Und über seine Leiche strömten die Eidsgenossen durch die Lücke der eisernen Mauer stürmisch, zermalmend ein. Wie krachten Helm und Schienen unter den Schlägen der Morgensterne! Da wurden viel hundert funkelnde Panzer blutroth. Dreimal sank das Hauptbanner von Oesterreich aus sterbenden Händen; dreimal ward es wieder erhoben über den Schaaren, vom Blut gefärbt. Erschlagen lag mancher Herr und Graf. Da ging verzweifelnd auch der Herzog in den Tod. Er fiel; ein Schwyzer erschlug den Fürstensohn. Entsetzen flog über die Schaaren der Ritter. Sie schrieen zur Flucht nach ihren Pferden. Aber die Knechte waren mit den Rossen in der Angst davon gejagt. Schwerfällig in den eisernen, vom Sonnenstrahl heißen Gewändern flohen die unglückseligen Herren; hinter ihnen behend folgten die rüstigen Eidsgenossen. Viel hundert Grafen, Freiherren und Ritter aus Schwaben, Etschland und Aargau kamen mit Tausenden ihrer Fußknechte um.

Verein der drei Bünde in Rhätien. Zwietracht in Bern. Anfang des burgundischen Krieges.

(Vom Jahr 1469 bis 1476.)

An allen jenen Kriegen und Unruhen, welche selbst um eines Plapparts willen die Schweiz erfüllten, haben die Bündner im hohen Rhätien keinen Antheil genommen. Diese lebten damals in der ersten und unschuldigen Liebe der Freiheit und des ewigen Rechts, das allen Menschen gehört. Sie waren noch, wie die ersten Eidsgenossen, welche nicht das edle Kleinod der Freiheit für sich wollten, sondern es auch Andern gönnten; nur ihre Unabhängigkeit von Gewalt und Willkür großer Herren und Fürsten begehrten, aber keine Unterthanen und Leibeigene zu erkaufen oder zu erobern verlangten, die von ihnen abhängig seyn sollten. Um theures Geld machten sich viele Thäler im Oberbunde und im Gotteshausbunde, auch im Zehngerichtenbunde, von der Zinsbarkeit ihrer alten Oberherren los; sie thaten es nirgends mit Gewalt und Aufruhr. Aber wenn die großen Herren gewissenlos den freien Landleuten und deren wohlerworbenem Recht das abgeschüttelte Joch wieder auflegen wollten: dann stürzte das Volk mit den Waffen in der Faust und mit Löwengrimm in der Brust gegen die Feinde seines Rechts und Glücks, und siegte, gleich den ersten Eidsgenossen. Es liegen viel stolze Herren im Schamserthal (1450) erschlagen und begraben, die einen schwarzen Bund gegen die Enkel Johanns des Chaldars geschworen hatten.

Um wider alle Anfechtungen ihrer Widersacher recht stark zu seyn, und in ihrem Innern recht einträchtig zu bleiben, kamen die Boten aller Gemeinden und Gerichte der drei Bünde im Dörflein Vazerol zusammen, im Mittelpunkt des Landes (1471). Da gelobten die drei Bünde, ewiglich zusammenzuhalten für ihr Recht in Noth und Tod; gegen das Ausland zu stehen wie ein eigener Leib, und alljährlich ihre eigenen Sachen und Angelegenheiten zu richten und zu schlichten auf einem Bundestag. Der Tag sollte abwechselnd gehalten werden, einmal im Gotteshausbund zu Chur, einmal zum Oberbund zu Ilanz, einmal im Zehngerichtenbund zu Davos. Aber die Abgeordneten auf dem Bundestag sollten nicht alle Macht haben, zu thun, was sie wollten, sondern nur das Recht zum Vorschlag; Genehmigung oder Verwerfung stand dem selbherrlichen Volke in den Gemeinen zu. Im Streite zweier Bünde ist der dritte Schiedsrichter; was zwei Bünde annehmen, dem folgt der dritte. So war die Einrichtung. Jede Gemeine besaß ihr eigenes Recht und ihren Ammann; mehre Gemeinen zusammen hatten ihren Landammann und niedere und hohe Gerichtsbarkeit: darum hieß solch ein Verein von Gemeinen ein Hochgericht; mehre Hochgerichte machten einen Bund aus, und drei Bünde bildeten nun den Freistaat in Rhätien. Das Volk überall wählte und setzte seine Obrigkeiten selbst und nahm dazu seine rechtschaffensten Männer, zu denen es Vertrauen hatte.

Als Solches im Bündnerland geschah, die Eintracht zu befestigen, war das Gemeinwesen der Stadt Bern hingegen in Gefahr, durch Zwietracht groszes Verderben zu leiden. Diese Stadt, einst vom Herzog von Zähringen auf freiem Grund erbaut, und von freien Bürgern und rüstigen Handwerkern bevölkert

hatte auch die in der Nachbarschaft angesessenen Gerichts- oder Twingherren zu Bürgern, also daß die Stadt die Rechte dieser Herren auf ihrem Eigenthum in Schirm nahm, die Twingherren dagegen der Stadt in Allem als gute Bürger halfen. Viele solcher vornehmen Geschlechter saßen in der Stadt Rath, und waren dem Gemeinwesen durch Kenntniß, Tapferkeit und Vermögen von jeher ersprießlich gewesen. Durch Beistand derselben hatte die Stadt schon viele Unterthanen erkauft oder erobert und in der Eidsgenossenschaft großes Ansehen. Die gemeinen Bürger aber glaubten dennoch eben so viel zu gelten, als die vornehmen Geschlechter der Twingherren; diese hingegen sahen mit Stolz auf die Kürschner, Metzger, Pfister und andere ehrbare Handwerker herab und bildeten sich thöricht auf Herkunft und adeliches Abstammen Großes ein. Das reizte nun die Andern, diese zu demüthigen und herabzusetzen, wo irgend Gelegenheit war.

Also geschah auch in dieser Zeit wieder, als wegen unbefugter Handlungen eines Freiweibels in der Twingherrschaft Worb große Spaltung der Meinungen im Rath zu Bern ward. Denn als der zur Strafe verfällte Weibel den großen Rath anrief, entzweiten sich darüber die Twingherren, welche für ihre vertragsmäßigen Rechte zusammenhielten und unparteiisches Gericht begehrten, mit den übrigen Bürgern im großen Rath, an deren Spitze Peter Kistler, seines Gewerbs ein Metzger, stand. Aber die Twingherren wurden um ihre Rechte verurtheilt. Darum verließen sie Alle mit Weibern und Kindern die Stadt und gingen auf ihre Erbgüter im Land. Und als Peter Kistler nachmals Schultheiß von Bern ward (1470), freut' es ihn, die Vornehmen zu demüthigen und sie auch im Aeußern den gemeinen Bürgern gleichzustellen. Schultheiß, Räthe und Bürger von

Bern erließen darum eine strenge Verordnung in Sitte und Kleidertracht. Als die Frauen und Töchter der Vornehmen hörten, sie sollten die langen Schleppen ihrer Kleider abthun, jammerten sie und stifteten ihre Männer auf, nicht zu gehorchen, denn die lange Schleppe sey doch des Adels Kennzeichen. Darüber neuer Lärm, also daß selbst die Eidsgenossenschaft in Sorgen gerieth und Vermittlung erbot. Das bewog den Rath zu Bern, die Streitsache nicht weiter zu treiben. Er setzte die Befolgung der Kleidersatzung durch, der Adel wurde verbannt und gehorchte; ein löbliches Beispiel vaterländischen Sinns. Später (8. April und 17. Mai 1471) wurden mildere Sittengesetze gegeben, aber strenger gehandhabt. So gewannen die Berner innern Frieden.

Und daran thaten sie gar wohl, denn bald kam die Zeit, daß gesammte Eidsgenossenschaft großer Eintracht bedürftig wurde, wollte sie nicht ein Raub Karls, des kühnen Herzogs von Burgund, werden. Dieser war ein prächtiger, Ruhm und Herrschaft liebender Herr, doch ungestüm zornig gegen Alles, was ihm zu widerstehen wagte. Seine Lande dehnten sich von den Schweizergrenzen jenseits des Jura und des Rheins, zwischen Frankreich und dem Rhein entlang bis zur Nordsee. Den Herzog Renatus von Lothringen hatte er vertrieben und mit seinen Waffen sogar vor Paris den König Ludwig XI. von Frankreich erschreckt. Dieser haßte aber den kühnen Karl von Burgund und erweckte ihm immer neue Feinde. Der König wandte sich auch mit vielen Schmeicheleien an die Schweizer, deren furchtbare Tapferkeit er, da er noch Dauphin gewesen, schon in den Feldern von St. Jakob kennen gelernt hatte. Er ließ es nicht an Geschenken und goldenen Ketten für die Rathsherren in den Schweizerstädten fehlen, daß sie ihm gegen den Herzog hülfen. Auch der vertriebene Renatus von Lothringen sprach

sie wehmüthig um Beistand an, und selbst in Deutschland der Kaiser munterte sie gegen Burgund auf. Sie hatten wohl nicht über den Herzog zu klagen, obgleich dessen Landvogt, Peter von Hagenbach, fahrlässig gewesen, wenn durch seine Leute schweizerische Kaufleute auf der Reise durch Burgund übel behandelt worden waren. Allein sie widerstanden den Bitten des Königs Ludwig und seiner Freigebigkeit nicht länger, zumal die kriegslustige Jugend in den Schweizerstädten nach neuen Heldenthaten dürstete. Auch Oesterreich, Lothringen und andere Herrschaften auf deutschem Boden hatten sich gegen Burgund vereint.

Also schlossen die Eidsgenossen den französischen Bund (1474) und fielen mit achttausend Mann in Hochburgund raubend und brennend ein, und die Lothringer und Oesterreicher desgleichen mit zehntausend Mann. Zu den Eidsgenossen waren auch Baseler, Freiburger, Schaffhauser, St. Galler gestoßen. Die Alle hauseten furchtbar, und wer von Grafen und Herren im Waatland burgundisch war, der mußte ihre schwere Hand fühlen, so wie der Herzog von Savoyen, der mit Karl dem Kühnen zusammenhielt. Berner und Freiburger nahmen Murten, das mußte ihnen Gehorsam schwören. Weit, längs dem Lemanersee, herrschten die Waffen der Eidsgenossen. Viele Schlösser gingen in den Flammen auf rechts und links. In die Burg von Grandson am Neuenburgersee legten sie Besatzung. Auch die Wälliser traten zu ihnen und halfen gegen die große Macht des feindlich gewordenen Savoyens.

Wie nun die Schweizer im vollen Kampf standen für den französischen König und den Kaiser in Deutschland, wurden sie unvermuthet von beiden verlassen durch schweren Wortbruch. Zuerst machte der Kaiser Frieden mit dem Her-

zog von Burgund, und zwölf Wochen später schloß der König von Frankreich ebenfalls auf viele Jahre mit ihm Waffenstillstand (1475). Er hatte doch den Schweizern gelobt, ihnen beizustehen gegen den Herzog; nun gestattete er diesem sogar freien Zug durch sein Gebiet gegen die Eidsgenossen. Denn wider die Eidsgenossen war Karl der Kühne am meisten ergrimmt; die wollte er nun beugen und strafen. Er hatte eine einzige Tochter, welche die Erbin seines ganzen Landes war; mit dieser und ihrem Reichthum hatte er den König und den Kaiser geblendet. Er wußte dem Einen wie dem Andern Hoffnung zu machen, er werde seine Erbtochter dessen Sohne vermählen. Doch war's ihm kein Ernst damit.

Als er nun freie Hand gewonnen, warb er starkes Kriegsvolk in seinen Landen, und in Frankreich und Italien. Da erschraken allerdings die verrathenen Eidsgenossen, und sandten zwei Gesandtschaften ihm entgegen, Frieden und ausschließlichen Bund ihm anzutragen und jede Genugthuung zu leisten. Er jedoch verschmähte stolz ihr Anerbieten und zog von Besançon herauf über das Juragebirg mit sechzigtausend Mann und großer Macht gegen Grandson, daß sie seine Rache fühlten. Es war im März 1476.

Ausgang des burgundischen Kriegs. — Freiburg wird frei.

(Vom Jahre 1476 bis 1477.)

Als Herzog Karl von Burgund über das Juragebirg gekommen war, fand er von seinen Leuten schon die Stadt Iferten, mit Hülfe verrätherischer Bürger, erobert; nur im Schlosse noch trotzte eine verwegene Bernerschaar seiner ganzen Macht. Und als er vor Grandson erschien, widerstand auch da die schwache Besatzung seinem Grimm unerschrocken, und zitterte nicht, obwohl die Burg Tag und Nacht von ihm beschossen ward. Unwillig, daß er vor dieser elenden Veste zehn Tage lang fruchtlos gelegen, befahl er allgemeinen Sturm, drohte, wenn die Schweizer darin ferner widerständen, wolle er sie nach Einnahme des Schlosses Alle henken lassen. Da entsank Vielen der Muth und dem feigen Hauptmann Hans Wyler zuerst. Nun kam zu ihnen ein burgundischer Edelmann aus dem feindlichen Lager, der redete deutsch, belobte ihren Heldenmuth, sagte, der Herzog ehre denselben, und verhieß ihnen im Namen des Fürsten freien Abzug, wenn sie von ihrer unnützen Tollheit abständen. Sie ließen sich auch bereden, und nachdem sie dem Burgunder, als ihrem Vermittler, dankbar hundert Gulden Geschenk gegeben, zogen sie getrost aus der Burg. Der Herzog aber ließ sie ergreifen und ganz entkleidet an den

Bäumen aufhenken, mehre Hundert, Andere aber grausam an Seilen im Wasser herumzerren, bis sie ertranken.

Da eilten die Eidsgenossen, zwanzigtausend an der Zahl, gegen Grandson, ohne Zagen vor des Herzogs dreimal so großer Stärke. In der Frühe des dritten Märzes (1476) zeigten sich schon die Luzerner, Schwyzer und Berner Oberländer als Vortrab in den Rebbergen zwischen dem Ufer des Neuenburgersees und den Bergen des Jura. Nach vollendetem Gebet geschah ihr Angriff. Festen Schrittes zogen Freiburg und Bern, angeführt vom kriegserfahrnen Hans von Hallwyl und dem Berner Schultheißen Niklaus von Scharnachthal. Schon war von diesem Vortrab auf dem Blutfelde der schwere Kampf Stunden lang gestritten: da erst zeigte sich im Glanze der Nachmittagssonne die Hauptmacht der nachrückenden Eidsgenossen auf den Höhen. Es tönte herab der Schall des Unterwaldner Landhorns, das dumpfe Schlachtgebrüll des Stiers von Uri. Heran wehten die Banner von Zürich und Schaffhausen. „Was ist das für ein Volk?" schrie der Herzog: „Das sind nun die Männer, vor denen schon Oesterreich floh!" antwortete der Herr von Stein. „Weh!" rief der Herzog: „Es haben uns schon die Wenigen den ganzen Tag ermüdet, was soll jetzt bei ihrer Menge aus uns werden?" Und Schrecken überfiel sein Kriegsvolk, als der blutige Tanz von frischem begann. Umsonst stemmte sich der Fürst seinen fliehenden Leuten entgegen. Er hielt sie nicht, sie rissen ihn mit sich fort. Bis in die dunkle Nacht folgte ihnen der Eidsgenossen Wuth nach. Als die Männer von Bern und Freiburg aber vor Grandson die Erhenkten an den Bäumen sahen, stürmten sie ergrimmt hinauf in's Schloß. Zitternd ergaben sich drinnen die burgundischen Krieger. Doch schier Alle wurden ohne

Barmherzigkeit an die Stelle der abgenommenen Freundesleichname aufgehenkt.

Tausend Menschen hatte der kühne Karl verloren und sein ganzes Heerlager dazu voller Pracht und Kostbarkeit, über eine Million Gulden an Werth. Sein herzoglicher Schmuck selbst, bedeckt mit Diamanten, Rubinen und andern Edelsteinen und Perlen, fiel in der Eidgenossen Hand. Ein Schweizer fand auf der Landstraße einen Diamant, wie eine halbe Baumnuß groß. Den glänzenden Stein, dessen Werth er nicht kannte, den er anfangs wieder wegwerfen wollte, verkaufte er an einen Priester um drei Franken. Der Stein lief nachher aber durch manche Hand, bis er zuletzt um zwanzigtausend Dukaten in die dreifache Krone des Papstes kam. Ein anderer Diamant, ebenfalls im Lager gefunden, ging durch Kauf und Verkauf zum Schmuck in die königliche Krone von Frankreich über. So köstlich war die eroberte Beute!

Karl inzwischen kehrte unerwartet bald mit erneuerter Macht über Lausanne zurück in's Schweizerland. Bei Lausanne musterte er sein gewaltiges Heer schon im April; dann zog er den Ufern des Neuenburger-Sees zu, und von da gegen Murten. Hier leistete Hadrian von Bubenberg mit sechshundert Tapfern und den Männern der Stadt bessern Widerstand, als einst Grandson. Während der Herzog hier verzögert ward, brachten die Eidsgenossen und deren Freunde ihre Schlachthaufen zusammen. Schon war Murten in großer Noth, schon ringsum Mauer und Thurm durchlöchert. Der Wall wankte, doch nicht der Muth Hadrians von Bubenberg und seiner Schweizer.

Er hielt, bis die Eidsgenossen von allen Seiten ankamen, wie auch ihre Bundesverwandte aus Biel, den Städten

des Elsaßes, von Basel, St. Gallen und Schaffhausen. Die rückten vor. Ihnen nach auf bösem Wege, bei bösem Wetter, in großer Eile Züricher, Thurgauer, Aargauer, Sarganser. Hans Waldmann, der Kriegshauptmann der Züricher, ließ Abends vor der Schlacht die müden Leute in der Stadt Bern nur wenige Stunden ruhen, dann Nachts um zehn Uhr wieder zum Aufbruch blasen. Die ganze Stadt ward hell erleuchtet; vor allen Häusern standen Tische mit Speisen für die Krieger. In finsterer Nacht, bei Sturm und Regen, zog Alles zum Heer gen Murten.

Der Morgen des Schlachttages graute. Der Himmel war bewölkt. Der Regen fiel in Strömen. Da entfalteten sich der Burgunder ungeheure Schlachtreihen vor den Augen der Eidsgenossen. Die Eidsgenossen aber waren kaum vier und dreißig Tausend Mann stark. Hans von Hallwyl, ehe er das Zeichen des Angriffs gab, fiel mit seinem Heer betend auf die Kniee. Und wie sie beteten, brach die Sonne fröhlich aus den Gewölken hervor. Alsbald schwenkte Hans von Hallwyl sein Schwert und rief: „Auf, auf, Eidsgenossen! Sehet, Gott will zum Siege leuchten!" So rief er. Es war der 22. Brachmonats. Nun donnerte das Geschütz; nun Stoß und Schlacht vom See bis auf die Höhen. Links focht Hallwyl; rechts, dem See zu, der Kern der Schweizermacht, unter Hans Waldmann; unter den Bäumen am Ufer Bubenberg. Hallwyl hatte schweren Streit; doch er bestand ihn so lange, bis Kaspar von Hertenstein, der greise Kriegshauptmann von Luzern, hinter den Feinden auf den Anhöhen erschien. Dahin hatte ihn Hallwyl auf Umwegen gesandt. Nun würgte der Tod den Burgundern vorn und im Rücken. Tausende fochten, Tausende fielen, Tausende flohen. Der

Herzog sah Alles verloren und sprengte davon auf schnellem Rosse, stumm und bleich, kaum von dreißig Reitern begleitet, zum Genfersee. Fünfzehntausend der Seinen lagen erschlagen vom Murtnersee bis Wiflisburg; Viele gingen in dem Wasser und in den Sümpfen des Ufers unter, die sich da retten wollten. Die Uebrigen wurden versprengt; alle feindlichen Gezelte, Kostbarkeiten und Vorräthe erbeutet. Die Leichname warf man nachher in Gruben voll ungelöschten Kalks und bedeckte sie mit Erde. Einige Jahre darauf wurde von den Murtnern ein Beinhaus errichtet, mit den Knochen und Schädeln der Burgunder gefüllt, den Fremdlingen ein Warnungsmal, die *Eidsgenossen zu fürchten, wenn sie einträchtig stehen.*

Untergang der alten Eidsgenossenschaft. — Einbruch der Franzosen in's Land.

(Vom Jahre 1797 bis 1798.)

In der Fremde saßen nun viele von Denen traurig, die zu verschiedenen Zeiten aus der Eidsgenossenschaft verbannt worden waren, weil sie allzukühn oder ungebührlich für Rechte und Freiheiten ihrer Mitbürger geredet oder gethan hatten. Mehre derselben traten zu den Häuptern des französischen Freistaates, und sprachen mit Rache im Gemüth: „Die, welche heut' in den dreizehn Orten der Eidsgenossenschaft herrschen, haben uns aus dem Vaterlande verstoßen; sie sind eure wie unsere Feinde, von wegen der Freiheit. Sie wollen lieber Unterthanen, als Mitbürger, und dünken sich kleine Könige und Fürstlein. Darum halten sie mit Königen und Fürsten im Stillen wider euch. Helfet dem Schweizervolk zur verlornen Freiheit; es rufet und erwartet euch mit offenem Arm. Freie Männer sind der Freien treueste Bundesgenossen."

Solche Reden gefielen den Häuptern Frankreichs. Sie dachten im Herzen, das Schweizerland müsse ein unvergleichliches Bollwerk Frankreichs und ein bequemes Thor werden, durch welches der Weg nach Italien und Deutschland jede Stunde offen stehe. Auch wußten sie von Schätzen in den Schweizerstädten und wurden lüstern darnach. Und sie trach-

teten, den Obrigkeiten der Eidsgenossen beizukommen. Diese aber, behutsam, mieden jeden Anstoß, erkannten Frankreichs freie Verfassung an, und verwiesen aus ihren Gebieten die unglücklichen Fürsten, Priester und Edelleute, welche vor dem Grimm des französischen Volks in die Thäler der Schweiz geflohen waren und Zuflucht gefunden hatten.

Bald darauf aber kam der große Kriegsheld Napoleon Buonaparte, und zog durch Savoyenland nach Italien gegen des Kaisers große Heeresmacht. Denn der Kaiser allein noch, sammt dem deutschen Reich und den Engländern, stritt wider Frankreich, weil die Könige von Spanien und Preußen schon Frieden eingegangen waren. Und in wenigen Monaten und in vielen Schlachten (im Jahr 1797) überwand der Buonaparte die ganze Macht Oesterreichs, schlug und erschreckte Italien von einem Ende zum andern, nahm die gesammte Lombardei, und zwang auch den Kaiser, Frieden zu machen. Die Lombardei erhob er dann zu einem eigenen freien Staat, genannt Cisalpinien.

Da dies im angrenzenden Veltlin, Cläven und Worms die Unterthanen des Bündnerlandes sahen, wollten sie viel lieber freie Bürger von Cisalpinien seyn, als arme Unterthanen der Bündner bleiben. Denn ihre vielen Beschwerden und Klagen waren selten erhört worden. Buonaparte sprach aber zu den Bündnern zuvor: „So Ihr diesen Leuten die Freiheit gebet, Euch an Rechten gleich, mögen sie Eure Mitbürger seyn und bleiben. Ich ertheile Euch Frist; bedenket es und sendet dann zu mir nach Mailand.“

Doch im Bündnerlande konnten sich die Parteien der Herren nicht verstehen, und viele schrieen: „Die Veltliner entweder als Unterthanen, oder gar nicht bei uns!“ — Wie

nun die letzte Frist zur Antwort verstrichen war, und keine erschien, ward Buonaparte voller Verdruß und Ungeduld, und verband Veltlin, Cläven und Worms mit Cisalpinien (22. Okt. 1797). Alles Eigenthum der Bündner in diesen Landen ist alsbald eingezogen und verschleudert worden. Das machte in Bünden viele reiche Geschlechter arm.

So ward die alte Grenze des Schweizerlandes ungerechter Weise geschmälert; vier Wochen nachher auch derjenige Theil des Bisthums Basel zu Frankreich geschlagen, der bisher noch, wegen seiner Verbindungen mit der Schweiz, geschont worden war. Darüber entstand unter den Eidsgenossen große Bestürzung. Aber noch größeres Unglück dräuete. Denn auch im Kanton Basel murrte das Volk laut wider die Stadt; im Aargau regten sich einige Städte für ihre altverbrieften Rechte gegen Bern, und das Waatland begehrte seine verlornen Freiheiten ungestümer, denn je, zurück. Auch hörte man, daß eine französische Heeresmacht gegen die Schweizergrenzen anrücke zum Schutz der Waatländer. Diese hatten alter Verträge Frankreichs wegen Vermittlung angerufen. Es ging aber Rede, Alles sey nur auf den Sturz der eidsgenössischen Obrigkeiten abgesehen, und die Franzosen wollten sich Meister des Landes machen.

Eilfertig rüsteten Bern und Freiburg Kriegsvolk, um durch Waffengewalt Waat und Aargau zu schrecken, daß dieselben schwiegen. Eilfertig versammelte sich zu Aarau eine Tagsatzung. Vieles wurde auf derselben geredet, nichts geleistet, weil die eidsgenössischen Orte weder unter einander selbst, noch ihren Völkern vertrauten. Das war ein großes Uebel, aber nicht von diesem Tage her. Im Vorgefühl allgemeinen Unterganges schworen die Tagherren zu Aarau noch einmal den alten Bundesschwur (25. Jänner

1798) zusammen, doch ohne Zuversicht und Begeisterung der heldenmüthigen Alten. Denn als sie kaum geschworen hatten, kam ein Bote von Basel und sprach: „Sechshundert Mann des Landes sind in unsere Stadt eingezogen; die Burgen der Landvögte stehen in Flammen; die Unterthanen alle sind frei erklärt!" Da ging Entsetzen über die Herren der Tagsatzung. Sie schieden plötzlich und mit Zittern auseinander.

Große Bewegung geschah darauf im Schweizerlande, als man der Obrigkeiten Furcht und Schwäche, und dabei deren Widerwillen gegen die Wünsche des Volks sah. In Schaffhausen und im Rheinthal, und im Toggenburg, und in der March, und in Wesen und Uznach traten die Ausschüsse der Landleute zusammen, sich selber zu helfen. Die welschen Vogteien jenseits der Berge pflanzten den Freiheitsbaum am Ufer des Tessin mit aufrührerischer Hand. Es ging bald die ganze Eidsgenossenschaft in Verwirrung und Auflösung aus einander. Die Obrigkeiten der Kantone, kraftlos, mißtrauisch und parteiet, handelten jede für sich, ohne Zusammenhang. Und für sich handelte jede Völkerschaft, aber in Meinungen und Wünschen zerfallen. Die Einen, in Unwissenheit und Rohheit, begriffen das Gähren der Zeit gar nicht und wollten der gewohnten Ordnung nicht anhangen. Die Andern, mit größerm Wohlstand und Unterricht, begehrten Gleichstellung der Rechte zwischen Stadt und Land. Andere forderten nur Wiedererhaltung ehemaliger verbriefter Freiheiten. Viele glaubten zwar, ohne Beistand Frankreichs sey nichts zu erlangen; aber die Mehrheit alles Volks verabscheuete mit gerechtem Stolz die Einmischung gewaltthätiger Fremdlinge in vaterländische Dinge.

Inzwischen rückte eine große Kriegsmacht der Franzosen heran. Sie betrat unter ihren Feldherren Brune und

Schauenburg den Boden der Eidsgenossen, und das Waatland verkündete sich im Schutz der Fremden unabhängig von Bern. Da sahen die Regierungen des Schweizerlandes, daß nicht länger vorige Herrschaft zu behaupten sey. Luzern und Schaffhausen sprachen ihre Unterthanen frei und verbanden sich mit denselben. Zürich ließ die Gefangenen von Stäfa los und verhieß Verbesserung der Verfassung zu Gunsten des Volks. Tausend Freudenfeuer brannten am Zürichsee in Thal und Berg, als der greise Bodmer aus dem Kerker der Stadt mit seinen Unglücksgenossen in die Heimath zurückfuhr. So war noch nie ein Lebender von seinem Volke im Schweizerlande gefeiert worden. Darauf erkannte auch Freiburg, daß nun kommen müsse, wofür Chenaux geblutet hatte. Und der Rath zu Bern nahm zweiundfünfzig Männer des Landes, als dessen Stellvertreter, zu sich und sprach: Lasset uns zusammenhalten in der Noth.

Alle diese ungeheuren Verwandlungen und Umwälzungen waren das Werk von vier Wochen gewesen; alle zu spät. Bern zwar, mit Freiburg und Solothurn, stellten dem andringenden französischen Heere ihre Schlachthaufen entgegen. Es fehlte nicht an Muth, aber an Kriegszucht und Waffenübung und fähigen Hauptleuten. Von Glarus, Luzern, den Waldstätten und andern Orten kam schwache Hülfe, auch Landsturm, bunt bewaffnet, in verworrenen Haufen, Rosenkränze betend. Aber dieser Zuzug floh bei der ersten bösen Nachricht, ohne den Feind erblickt zu haben. Nun bereueten die Schweizer und ihre Obrigkeiten von Herzensgrund, daß sie die Kunst der Waffen und des Krieges verlernt hatten, und in den Tagen des Friedens geglaubt, das müsse immer so bleiben. Nun half ihnen kein Geld, kein Vornehmthun, kein eitles Wesen, kein Gebet, kein Rosen-

kranz. Denn der Himmel hilft nur Denen streiten, die für gerechte Sache zu streiten und zu sterben verstehen; aber die Trägen in ihrer stolzen Sicherheit verstößt er.

So geschah, daß schon am ersten Kriegstag (2. März 1798) des Feindes leichte bewegliche Schaaren Freiburg und Solothurn einnahmen, und am vierten (5. März) Bern selbst. Vergebens hatten die Berner bei Neuenegg unter ihrem Obersten Grafenried siegreich widerstanden, vergebens im Grauholz blutig gestritten. Nun Alles verloren war, flohen die bewaffneten Haufen des Landvolks verzweifelnd aus einander, schrieen über Verrätherei, und erschlugen viele ihrer eigenen Hauptleute.

Die Unglücksstunde aller Schweizer war gekommen. Dennoch, auch in der Noth, wurden sie nicht einig. Jedes Kantönlein unterhandelte, rüstete und sorgte für sich, uneingedenk der übrigen. Darum mußten alle verderben. Wo noch Obrigkeiten waren, welche die Freiheit ihrer Unterthanen zurückgehalten hatten, zauderten sie nicht länger, sondern sprachen dieselbe mit Kleinmuth und Verzweiflung und Feierlichkeit aus. Man sah, gern hätten sie es nicht gethan.

Jetzt redete Frankreich gebieterisch und sprach: „Die Eidsgenossenschaft ist nicht mehr. Nun soll das ganze Schweizerland ein einziger Freistaat seyn, mit einer einzigen Regierung. Die nehme, mit den gesetzgebenden Räthen, vom Volk erwählt, ihren Sitz in der Stadt Aarau. Jeder hat künftig gleiches Recht im Lande und vor dem Gesetz, er wohne im Dorf oder in der Stadt. Die Bürger in Urversammlungen ernennen ihre Verwalter, Richter, Obrigkeiten und Gesetzgeber. Die Regierung wählt, zur Vollziehung der Gesetze, Statthalter und Beamte in den Kantonen."

Und alles Land ward darauf in achtzehn Kantone zertheilt, die sollten ohngefähr von gleicher Größe seyn. Darum wurde das alte Gebiet von Bern in vier Theile geschieden, in Waat, Oberland, Bern und Aargau. Hinwieder verknüpfte man mehre kleinere zu einem einzigen, wie Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug zum Kanton Waldstätten, oder St. Galler-Land, Appenzell, Rheinthal zum Kanton Säntis, der also genannt ist vom höchsten Appenzellerberg. Ehemalige Unterthanenlande der Eidsgenossen, wie Baden, Thurgau, Lugano und Bellinzona, bildeten neue Kantone; Wallis auch wurde als ein solcher aufgenommen, Graubünden nur eingeladen zum Beitritt; hingegen Genf und Mühlhausen vom alten Verein losgerissen und dem Gebiet Frankreichs einverleibt.

So schalteten die fremden Sieger im Schweizerlande, welches von da an helvetische Republik geheißen ward. Und sie trieben große Brandschatzungen von den ehemaligen Hauptstädten ein, schleppten die aufgehäuften Schätze der Städte Bern, Zürich und Freiburg fort und entführten viele der alten Rathsherren, auch Andere, welche dem Bestand der neuen Einrichtungen gefährlich schienen, in die französischen Festungen; und wieder andere achtbare Männer führten sie als Geißeln fort für die Geldzahlungen, welche sie von den reichen Städten forderten.

Aber die Völkerschaften des Gebirgs von Uri, Nikwalden, Schwyz und Glarus, uralter Freiheit Genossen, sprachen: Mit Kampf und Blut haben unsere Väter das edle Kleinod der Unabhängigkeit gewonnen; so wollen wir es nicht verlieren, denn in Kampf und Blut!" Und als sie an ihren Grenzen an der Schindellegi und auf dem Etzel im Angesicht der französischen Schlachthaufen standen, schwo-

ren sie den Bund der Todestreue mit ihrem Landeshauptmann Aloys Reding. Darauf ward herzhaft, doch ohne Glück, gefochten bei Wollrau und an der Schindellegi; denn der Pfarrer von Einsiedeln, Marianus Herzog, welcher die Einsiedler auf dem Etzel befehligte, floh zaghaft von diesem Berge. Allein Aloys Reding zog sein Kriegsvolk am Rothenthurm zusammen, nahe am Siegesfelde von Morgarten. Da geschah ein großes, blutiges Treffen. Die Hirten stritten, des Ruhmes ihrer Väter werth und siegreich, wie sie. Drei Mal erneuerten Frankreichs Schlachthaufen den Kampf; drei Mal wurden sie geschlagen und verfolgt bis Aegeri im Zugerland. Es war der zweite Maitag. Bei zweitausend Leichname der Feinde bedeckten den sieggeweihten Boden. Ruhmreich auch kämpften die Waldstätte folgenden Tages bei Arth. Aber die Kraft der Helden verblutete an ihren eigenen Siegen. Darum schlossen sie Vertrag und traten, mit Schmerz in der Brust, in die Gemeinschaft der helvetischen Republik ein.

So endete der alte Bund der Eidsgenossen. Vierhundert und neunzig Jahre lang war er bestanden; in vier und siebenzig Tagen zertrümmert. Er fiel, einer Auflösung nahe, doch keiner so schmählichen werth. Sein Kampf gegen Frankreichs welterobernde Heeresmacht glich dem Kampf des sterbenden Greises, der mit erstarrender Faust noch das Schwert nimmt, nicht mehr um den letzten Funken des Lebens, sondern nur noch die Ehre zu verwahren.

Sag' an, o Schweizermann, was hat deine hohen Felsenwälle niedrig, die undurchdringbaren Bergschluchten offen, die weiten Seen, die reißenden Ströme durchgänglich, die Waffen der Zeughäuser stumpf und die Geldsummen im Schatz der Städte unfruchtbar gemacht? — Lernet, ihr Gewarnten!

Napoleon Buonaparte gibt den Schweizern eine Vermittelungs-Urkunde.

(Vom Jahre 1803 bis 1813).

Napoleon beschied Abgeordnete von allen Kantonen und Parteien zu sich in die Stadt Paris; da hörte er sie an. Und nachdem er sie wohl verstanden, schlichtete er ihren Hader durch sein mächtiges Wort, also, daß er nicht ansah die Person, sondern die Sache. Darum hielt er weder zu den Stadtgeschlechtern, welche Herrschaften und Unterthanen begehrten, noch zu denen, welche begehrten, daß das ganze Schweizerland ein ungetheiltes Gemeinwesen seyn solle, mit einerlei Gesetz und Gesammtregierung über Alle; sondern er hörte die Stimmen der Volksmehrheit, welche wollte, es müsse ein jeder Kanton Herr für sich, und Stadt und Land an Rechten und Freiheiten einander gleich seyn. Napoleon Buonaparte war aber ein kluger Herr und dachte: „So ich dem Volke dies erfülle, wird es zufrieden seyn; das Schweizerland aber wieder in sich selbst zerstückelt, allezeit uneinig, schwach und meiner Leitung hinfällig bleiben!"

Demnach vermittelte er und stellte den Schweizern (19. Horn. 1803) die Urkunde seiner Vermittelung aus, die sollte ein Grundsatz bleiben für Alle. Jeglichem Kanton war darin seine Verfassung gegeben. Und er sprach: „Es soll fortan eine neue Eidsgenossenschaft bestehen aus neun-

zehn Kantonen, nämlich den dreizehn alten, und den Kantonen Bünden (mit Rhäzüns und Tarasp, aber ohne Veltlin), Aargau (mit dem Frickthal), Waat, St. Gallen, Thurgau und Tessin (den damaligen ennetbirgischen Vogteien). Es soll keine Stadt, keine Familie mehr ein Vorrecht und kein Kanton Unterthanen haben; sondern jeder Schweizer zu Stadt und Land genießt gleiches Recht, hat Freiheit des Gewerbs und der Niederlassung im ganzen Schweizerland, wo er will, und es soll ihn Niemand stören. Angelegenheiten gesammter Eidsgenossenschaft werden abwechselnd zu Freiburg, Bern, Solothurn, Basel, Zürich und Luzern auf der Tagsatzung behandelt. Das Haupt des jedesmaligen Vororts heißt Landammann der Schweiz, leitet die Geschäfte und verkehrt mit den Gesandten auswärtiger Mächte. Uebrigens ist jeglicher Kanton selbherrlich mit eigenem Gesetz und eigener Obrigkeit."

Als nun demzufolge jeder der neunzehn Kantone eingerichtet war und die helvetische Gesammtregierung, von Lausanne nach Bern zurückgekehrt, sich aufgelöset hatte, rief Buonaparte auch sein Kriegsvolk wieder aus der Schweiz zurück.

Fast überall stellten die Völkerschaften der Schweiz ihr Hauswesen, kraft der neuen Ordnung, friedlich auf, und leisteten ihre Huldigung. Nur im Kanton Zürich verweigerten mehre Gemeinden trotzig den Eid, besonders in den Bezirken Horgen und Meilen; die klagten über Erschwerung des Loskaufes von Zehnten, Grundzinsen und andern Lasten. Sie hörten keine freundliche Vorstellung an, sondern mißhandelten unschuldige Beamte, ließen das Schloß Wädenschwyl in Flammen aufgehen (24. März 1804) und griffen zu den Waffen. Die lange Verwirrung voriger Jahre hatte zu gesetzloser Selbsthülfe verwöhnt. Doch eiliger Zu=

zug benachbarter Eidsgenossen, vereint mit den Getreuen des Kantons Zürich, dämpfte nach kurzen Gefechten bei Oberrieden, Horgen und auf Bocken die Empörung schnell. Der Hauptmann derselben, Johann Jakob Willi, ein Schuhmacher von Horgen, und andere der vornehmsten Theilhaber, wurden mit dem Tode, andere mit Gefangenschaft, und zwei und vierzig fehlbare Gemeinden mit einer Kriegssteuer von mehr denn zweimalhunderttausend Gulden bestraft.

Es war aber gut, daß dieser Funke schnell gelöscht ward, ehe er zu einer Flamme wurde, die über das ganze Schweizerland schlug. Noch standen aller Orten und Enden die Parteien unversöhnt, und jede dachte: stürzt die neue Ordnung um, stehen wir Andern oben auf. Noch murreten die Freunde der helvetischen Einheit, denn ihnen mißfiel die eidsgenössische Zerstückelung des Landes. Es murreten die Klöster, weil ihr Daseyn unsicher schien; und Pankratius, der Abt des ehemaligen Klosters St. Gallen, schalt öffentlich die St. Gallischen Landschaften rebellische Vasallen des deutschen Reiches, und gedachte sein Stift mehr durch Zwang und Trotz, als auf rechtlichem Wege, herzustellen. Es murreten viele Landleute, die lieber Landgemeinden gehabt hätten, gleich den Urkantonen. Es murreten viele Patrizier und Stadtgeschlechter, weil sie ihre Vorrechte verloren sahen, und weil die Landleute nicht mehr ihre Unterthanen waren.

Doch die Mehrheit der Völkerschaften begehrte ernstlich Ruhe und Frieden, und hielt fest an Dem, was bestand, und an der Freiheit, die gewonnen worden. Also verstummte der eitle Zorn der Einzelnen, und Alle fürchteten sich vor dem Ernste des gewaltigen Vermittlers, vor welchem selbst Könige zitterten. Denn Napoleon wuchs an Macht und Ho-

heit so sehr, daß er die kaiserliche Krone auf sein Haupt setzte und mit seinem Schwerte die halbe Welt erschreckte.

Darum blieb Stille im Lande, und es folgte eine lange Reihe friedlicher und freudiger Jahre. Die Zeiten der Umwälzung und bürgerlichen Kriege hatten die Kraft der Schweizer erweckt. Sie bewegten sich mit neuem Leben, wie zuvor nie gesehen worden. In den Stürmen unter einander bekannt geworden, standen sie einander nicht mehr fremd, wie vorzeiten. Was einem Kanton widerfuhr, das rührte jetzt den Sinn aller. Vielerlei Schriften, Tagblätter und Zeitungen, vorzeiten von scheuen Regierungen unterdrückt, belehrten das Volk von wissenswürdigen Dingen, zogen die Aufmerksamkeit desselben zu den öffentlichen Angelegenheiten und nährten und verbreiteten einen vormals unbekannten Gemeingeist. Schweizer aus allen Kantonen bildeten Gesellschaften zur Beförderung gemeinnütziger Sachen, zur Erhebung der Wissenschaften und Künste und zur Stärkung der Eintracht und Vaterlandsliebe. Ein ewiges Denkmal dieses großen, nie vorher also geoffenbarten Volksgeistes ward der Linthkanal. Schweizer brachten aus allen Kantonen freiwillig beinahe eine Million dar, um die besumpften Ufergegenden des Wallensees trocken zu legen, von denen bisher Armuth, Elend und Fieberseuchen ausgegangen waren. Nicht minder that sich die Eidsgenossenliebe herrlich kund, als herbstliche Regengüsse einen Theil des Roßberges ob Goldau im Kanton Schwyz unterfressen hatten, daß er eines Abends urplötzlich (2. September 1806) mit dumpfem Krachen niederstürzte. Goldau, Lowerz und zahlreiche Hütten wurden unter Felsenschutt tief vergraben, mit Hunderten von glücklichen Menschen. Noch siehst du die Wüste; einst war es ein blühendes Thal.

Das überall freie Volk, seit es nicht mehr als unmündig behandelt ward, regte sich mit frischem Muthe, trieb mit neuer Lust Gewerb und Handel, Viehzucht und Ackerbau; nirgends beengt, wie ehemals durch Zunftzwang und Sperrung eines Kantons gegen den andern. Die Theilnahme aller Bürger an Landessachen nöthigte die Regierungen zur Milde und Gerechtigkeit, zur Verbesserung schlechter Gesetze und zur Beförderung löblicher Anstalten und Einrichtungen. Das Volk wollte frei seyn; aber ohne Einsicht und Stärke ist kein Volk unabhängig. Darum wurden die Schulen des Landes vermehrt und verbessert; denn nur der Verständige versteht, sich selber und Andern zu helfen. Darum wurde das Kriegswesen der Eidsgenossen neu gestaltet, auf daß zu jeder Stunde ein streitbares Heer die Grenzen wider Fremdlinge decken könne. Binnen einem Jahrzehend ward im Schweizerlande mehr Löbliches gestiftet und vollbracht, als sonst in einem Jahrhundert.

Der gewaltige Vermittler, Napoleon, Kaiser der Franzosen, welcher in unüberwindlicher Macht Könige von ihren Thronen stieß, alte Reiche zertrümmerte und neue Kronen schuf, als wäre er ein Herr der Welt, schonte zwar des Schweizerlandes freundlich. Doch seine ewigen Kriege lähmten den Handel der Eidsgenossen mit andern Völkern; das drückte Viele, und mehr noch der Vertrag, Kraft dessen ihm, wie einst den Königen, sechzehntausend Mann in Kriegssold gegeben werden mußten. Denn weil der Tod in zahllosen Schlachten viele Mannschaft hinwegraffte, wollte sich fast Niemand mehr werben lassen. Auch mißfiel mancher Stadt, daß den Franzosen freie Niederlassung in der Schweiz, wie den Schweizern in Frankreich, gestattet war. Allein es tröstete sich Jeder mit Hoffnungen besserer Zukunft. Niemand wagte wider Napoleon aufzutreten.

Doch es begab sich, als dieser mit ungeheurer Heeresmacht in das Innere Rußlands eingedrungen war, und er das große Reich fast zu seinen Füßen liegen sah, daß Gott der Herr sein Antlitz von ihm wandte. Der Frost weniger Winternächte (1812) vertilgte in den russischen Wildnissen die Kraft des Niebezwungenen. Da erhoben sich, als er mit Schrecken zurückfloh, die Könige und Völker des Welttheils weit umher und schworen den Untergang ihres von Gott geschlagenen Unterdrückers. Und als er neue Kriegesmacht wider sie gesammelt hatte, und gegen sie abermals auszog, stießen sie in den Feldern von Leipzig auf ihn und schlugen ihn in dreitägiger Schlacht (16., 18., 19. Okt. 1813) mit dem Schwert ihrer Rache. Er floh mit Schmach über den Rhein. Sie aber folgten ihm nach.

Wie sich nun die Heeresgewalten der Kaiser und Könige dem Rheine näherten und den Grenzen des Schweizerlandes, gedachten die Eidsgenossen ihrer Verpflichtungen gegen den Vermittler, aber auch des Druckes und Leidens der Völker unter seinem Scepter. Und sie sprachen: Lasset uns in diesem Kampfe der Könige unparteisam bleiben, wie wir es Allen zugesagt haben. Also beschlossen es die Kantone auf der Tagsatzung in Zürich, und ihre Waffen zogen zur Hut des Schweizerbodens an die Grenzen längs dem Rhein.

Die Schweizer vernichten Napoleons Vermittelungsurkunde und zerfallen, bis abermals fremde Mächte die Zerwürfnisse entscheiden, mit Gründung einer neuen Eidsgenossenschaft von zwei und zwanzig Kantonen.

(Vom Jahre 1814 bis 1815).

Da nun unter den Siegen der verbündeten Könige der Thron des gewaltreichen Napoleons wankte, sprachen die Weisern unter den Eidsgenossen: „Jetzt ist der Tag gekommen, an welchem des Vaterlandes Unabhängigkeit und Ehre neu aufzurichten ist. An den Grenzen kämpfe, sieg' oder sterbe unsere Jugend für Unverletzbarkeit des Schweizerbodens, während unsere versammelten Abgeordneten in Zürich einen neuen Bund der Eidsgenossen gründen sollen, ein Werk vaterländischer Weisheit, für das Bedürfniß des Jahrhunderts. Dann, doch nicht früher, verschwinde die Napoleonische Vermittelungsurkunde, das Zeugniß unserer ehemaligen Zwietracht und Schwäche."

So sprachen sie. Nicht also Viele aus den Geschlechtern der vormals herrschenden Städte. Viele wünschten die Heere der Fremden auf Schweizerboden zu sehen, um unter Schutz und Schrecken derselben eine Eidsgenossenschaft der dreizehn Orte herzustellen, mit Dienstbarkeit und Herrschaft, dergleichen im Jahr 1798 blutig verschwunden war.

Man hörte von heimlichen Umtrieben und Unterhandlungen mit den Fremden. Dann unerwartet, nachdem kaum die feierliche Erklärung schweizerischer Unparteisamkeit durch die Tagsatzung ergangen war, geschah der Befehl zum Rückzug der streitfertigen Schlachthaufen von den Grenzen. Die österreichischen Schaaren zogen mit klingendem Spiel in gedrängten Haufen (21. December 1813) über den Rhein, durch Basel, Aargau, Solothurn, Bern und andere Landschaften, dem Gebiete Frankreichs zu. In Unwillen und Bestürzung sah das Volk sie vorüberwandern. Die eidsgenössischen Schlachthaufen standen in der Ferne; die meisten voller Scham, Ingrimm und Schmerz. Den langen Zug der Fremden bezeichneten Fieber und tödtliche Seuchen. Manches weiland frohe Haus ward öde.

Bern aber, die Stadt, als sie die zahlreichen Kriegshaufen der Deutschen erblickte, hob zuerst die Napoleonische Vermittelung auf, und erklärte sich für die Oberherrlichkeit und Macht, welche sie vordem im Lande genossen. Das Volk, überrascht, und im Glauben, solches sey das Gebot der deutschen Sieger, deren Fahnen es sah, schwieg in banger Erwartung. Die Städte Solothurn und Freiburg folgten dem Beispiel Berns; bald auch Luzern. In Zürich hob die Tagsatzung nun auch die Kraft der Napoleonischen Vermittelung auf, durch welche sie beisammen war, und entwarf die Grundlagen eines neuen Bundes der neunzehn eidsgenössischen Staaten (29. Christm.).

Doch nicht dies, sondern Wiederkunft einer Eidsgenossenschaft der dreizehn Orte wollten einige der ehemaligen Regenten. Dafür bewegte man die Urkantone im Gebirg. Darum hatte man die Kantone Waat und Aargau geheißen, unter Bern zurückzukehren (24. Christm.). Waat und Aargau wiesen aber das Ansinnen beharrlich ab.

Und nun lösete sich abermals gesammte Eidsgenossenschaft in innern Entzweiungen verworren auf, während die verbündeten Kaiser und Könige zu Paris einzogen, den überwundenen Napoleon auf das Eiland Elba verbannten und Ludwig den Achtzehnten, als König von Frankreich, auf den Thron seiner Väter einsetzten. Noch ward in Zürich die Tagsatzung, welche neuerdings aus Abgeordneten aller neunzehn Kantone (6. April 1814) zusammengetreten war, das einzige schwache Band, welches das gänzliche Auseinandergehen des Bundesstaates verhütete. Mißtrauen, Feindschaft ringsum; Geschrei zur Vernichtung und Zerstückelung aller seit sechzehn Jahren selbstständig und frei gewordenen Theile der Eidsgenossenschaft. Zug forderte vom Aargau einen Theil der ehemaligen Freiämter; Uri vom Kanton Tessin das Livinerthal; Glarus vom Kanton St. Gallen die Landschaft Sargans; der gewesene Fürstabt Pankratius seine vormaligen Gebiete und Herrlichkeiten im Thurgau und St. Gallerland; Schwyz und Glarus vereint, die Gebiete Uznach, Gaster, Wesen, und Ersatz für vielerlei gehabte Rechtsame; Unterwalden, Uri, Schwyz vereint, ähnlichen Ersatz für oberherrliche Rechte, die sie im Aargau, Thurgau, St. Gallischen und am Tessin genossen hatten.

So verlangten Andere wieder Anderes. In Bünden hinwieder begehrte eine Partei die Losreißung Rhätiens von der Eidsgenossenschaft; eine andere zog mit einigen Hundert Bewaffneten über das Gebirg zur Wiedereroberung Clävens und Veltlins (4. Mai), wurde jedoch von dreitausend Oesterreichern zurückgewiesen.

In diesen Stürmen erschienen Zürich, Basel und Schaffhausen am unbefangensten; Waat und Aargau, durch begeisterte Entschlossenheit ihres Volks, der erworbe-

nen Freiheit würdig und stark. Aus den Gebieten und Städten von Basel, Zürich und Solothurn trugen freiheitliebende Männer den Vorsatz, den Fahnen des Aargaus zu folgen. Zwölftausend wohlgeordnete Streiter standen hier, eben so viele im Waatland, täglich zum Aufbruch bereit. Bern aber vermied offene Fehde; es erbot sogar dem Waatland Anerkennung der Unabhängigkeit unter Bedingungen. Doch Waat verwarf (24. Heumonds). Aargau rüstete drohender. Auch im Oberlande ward gefährliche Gährung laut (August). Es war eine trübselige Zeit voller Hader und Zerwürfnisse; möge die große Familie der Eidsgenossen nie eine ähnliche wieder erleben!

Hier, wie in vielen andern Kantonen, waren Argwohn und Eifersucht der Parteien lebendiger geworden, zumal als man begonnen hatte, die künftigen Rechte des Volks und die künftigen Grenzen obrigkeitlicher Gewalt zu berathen. Man vernahm von theilweisen Aufständen, von Verschwörungen, Einkerkerungen und Verbannungen in Luzern, Freiburg und Solothurn. Solothurn, die Stadt, rief Bernische Besatzung zu ihrem Schutz gegen das eigene Volk. Eidsgenössische Schlachthaufen mußten über das Hochgebirg an die Ufer des Tessin eilen, damit dort mörderischer Bürgerkrieg verhindert werde (September); andere Schlachthaufen in den Kanton St. Gallen, damit Meuterei und zerrüttende Gesetzlosigkeit ende. Denn hier fuhr Abt Pankratius fort, seine Anhänger zu bewegen, anderseits Schwyz, um Sargans und Uznach zu gewinnen. Andere Landschaften forderten Landesgemeinden-Einrichtung.

Während das Schweizerland also und lange Zeit den wachsenden Unruhen preisgegeben war, mancher Orten schon Blut floß, und sich die Kerker mehrer Städte mit Gefan-

genen füllten, saßen zu Wien, in der Hauptstadt des Kaisers von Oesterreich, die Bevollmächtigten fast aller großen Reiche Europa's beisammen, um die künftigen Friedensverhältnisse der Welt festzustellen. Schon früher hatten die verbündeten Besieger Frankreichs gestattet, daß sich der Freistaat Genf dem eidsgenössischen Bunde als selbstständiger Kanton anschloß, eben so Neuenburg, das Fürstenthum unter preußischer Hoheit, desgleichen Wallis (am 12. Herbstmonat ward den drei Kantonen das Begehren zur Aufnahme in den Schweizerbund durch die Tagsatzung bewilligt). Jetzt aber, als die Könige und ihre Vollmächtigen zu Wien den unversöhnbaren Hader der Eidsgenossen sahen, den die Länge der Zeit, statt zu mäßigen, nur stärkte, übernahmen sie es, als Vermittler, durch ihr Wort allen Streit auf immer zu schlichten. Es zogen daher willig die Abgeordneten der Eidsgenossen, wie vor eilf Jahren gen Paris, nun zur Kaiserstadt an der Donau.

Hier, nach langer Prüfung sämmtlicher Zwiste und Zerwürfnisse, ward endlich (20. März 1815) darüber die Erklärung der verbündeten Mächte und ihr entscheidender Vergleich ausgesprochen; der Bundesvertrag, welchen die Mehrheit der eidsgenössischen Stände am 8. Herbstmonds 1814 angenommen hatte, und der unverletzte Bestand der neunzehn Kantone anerkannt, so wie die Vermehrung derselben zu zwei und zwanzig Kantonen, durch Zutritt von Genf, Neuenburg und Wallis, bestätigt. Dem Kanton Waat wurde das ihm durch Frankreich entrissen gewesene Doppenthal wieder zugewiesen; dem Kanton Bern zur Entschädigung Biel und das Bisthum Basel, mit Ausnahme kleiner Abschnitte desselben für Neuenburg und Kanton Basel, gegeben; dem Kanton Uri die Hälfte des jährlichen Zollvertrags im Livinerthal; dem Abt Pankratius und seinen Beamten ein

Jahrgehalt von achttausend Gulden; den Ständen Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Glarus und Appenzell-Innerrhoden, für ihre ehemaligen Rechtsame, ein Ersatz von einer halben Million Franken von den Kantonen Aargau, Waat und St. Gallen.

Auch über Tilgung der helvetischen Staatsschulden von mehr denn 3,500,000 Franken, über Entschädigung der Berner, welche im Waatlande Löbergerechtigkeiten besessen hatten, und über vieles Andere ward für immer entschieden. Nur die Klagen des Freistaates der Bündner blieben unerhört. Denn Cläven, Veltlin und Worms, nun Oesterreichs Eigenthum geworden, kam ihnen nicht zurück; nicht einmal wurde denen Entschädigung geleistet, deren rechtmäßige Besitzungen und Güter im Veltlin vor siebenzehn Jahren bei Empörung der Unterthanen von diesen in Beschlag genommen und veräußert worden waren.

Nachdem die Eidsgenossen durch ihre Tagsatzung (am 27. Mai) jene Erklärung und den Vergleich angenommen hatten, der von den Bevollmächtigten der Kronen Oesterreich, Spanien, Frankreich, Großbritannien, Portugal, Preußen, Rußland und Schweden unterzeichnet war, erklärten eben dieselben Mächte Anerkennung und Gewährleistung einer immerwährenden Unparteisamkeit und Unversehrbarkeit der Schweiz in allen künftigen Kriegen der Fürsten.

So hat die Dazwischenkunft der vereinten Häupter des Welttheils großsinnig den Hader der Eidsgenossen geendet; und also ist der Bund der zwei und zwanzig eidsgenössischen Freistaaten im Gebirg der Alpen und des Jura gegründet worden.

Das Schlußwort.

Dies sind die Geschichten verflossener Zeiten, ein Spiegel vom Geheimniß der zukünftigen.

Nicht der Pfeil des Tellen und nicht der Dolch des Comogaskers hat die Banden schweizerischer Knechtschaft gelöset. Nicht bei St. Jakob und nicht auf der Malserhaide ward die Unabhängigkeit der Eidsgenossen erfochten. Nein, fünfhundert Jahre lang ist für Freiheit von innen, für Unabhängigkeit von außen gerungen worden. Die Männer im Rütli, und die unter dem Ahorn von Truns, gaben nur die Losung zum heiligen Kampf.

Denn seit Uri's Unschuld durch die Hoffahrt der Andern verführt worden war, erröthete von den Eidsgenossen keiner mehr, an die Stätte der vertriebenen Herren und Vögte zu treten, und lieber Unterthanen und Leibeigene, als freie Mitbürger zu haben. Zu Stans, wo ihnen der selige Nikolaus von der Flüe erschienen war, gaben sie sich die Gewährleistung ewiger Herrschaft über das Volk gegen dessen Gewalt. Und wenn Toggenburg um Loskauf flehte, verschmäheten sie ehrliches Lösegeld. Sie wollten den Unterthanen nur Freiheiten, aber nicht Freiheit gewähren. Darum däuchtete ihnen zuletzt derselben Tugend, Einsicht und steigender Reichthum furchtbarer, als offene Fehde mit Empörern.

Was jedoch die Hand schnöder Selbstsucht gebunden hatte, das mußte sie selber wieder lösen. Bald sah die Welt

mit Erstaunen von den Schweizern das verachtet und verrathen, wodurch sie mächtig und ruhmreich geworden waren: den ewigen Bund und die Eintracht. Die Kantone vergaßen der ersten Liebe, strebten feindselig auseinander und gingen fremden Buhlen nach. Die Helden der Freiheit knechteten um goldene Fürstenketten. Die genügsamen Söhne der Alpen verkauften um Mieth und Gaben das Blut des Volks nach unbekannten Schlachtfeldern, und ihre Stimmen im Rath. Der mannhafte Geist der alten Staatshäupter verkrüppelte zu scheuen Rathsherren-Regierungen. Sie machten den Angehörigen ihr eigenes Vaterland zum Staatsgeheimniß. Und als die Regierungen fast sämmtlich vom Volk abgefallen waren, da fiel das Volk von ihnen ab. Es ist noch nie ein Reich durch die Tugenden seiner Bürger untergegangen. Der alte Bund ging viel gebrochen unter.

Doch der Gott der Väter wachte in unendlicher Barmherzigkeit über die Kinder. Und wie aus donnernder Wetterwolke ein fruchtbarer Regen, so ging aus dem Weltsturm die Freiheit alles Schweizervolks. Und es wohnen heut', was nie vorher gewesen, auf einem Flächenraum von beinahe neunhundert Geviertmeilen, zwischen Leman und Bodensee, fast zwei Millionen Menschen, vertheilt in zwei und zwanzig Gemeinwesen, Alle Genossen der Freiheit. Zwar gegen die Fürsten der Welt ist auch der stärkste von den zwei und zwanzig Freistaaten schweizerischer Eidgenossenschaft ohnmächtig und gering. Aber auch der kleinste derselben steht, im Bunde aller, unüberwindlich, so lange jeder Eidsgenoß ein zweites Grandson, Murten und Frastenz weniger fürchtet, als eines Herrn Zoppo oder eines Bischofs Schinner List und Gold.

Nicht aus Deutschland, nicht aus Welschland kommt der Feind, vor welchem das Schweizerherz zittert. Der furcht-

barste Widersacher der Freiheit und Unabhängigkeit, wenn er kommt, wird aus unserer eigenen Mitte hervortreten. Aber er muß ein Zeichen tragen, woran ihn Jeglicher kenne. Er ist's, welcher das Ansehen seines Ortes dem ewigen Ruhm gemeiner Eidsgenossenschaft, und seinen und seines Hauses vergänglichen Vortheil dem öffentlichen Wohle voranstellt. — Er ist's, welcher vor dem Schwert an der Hüfte des freien Volks, aber nicht vor Schmeichelwort und Gabe der Könige und ihrer Gesandten erschrickt. — Er ist's, welcher predigt: Gebietet den Tagblättern Schweigen und den Lehrern der Jugend Stille; leget euer Geld an Zinsen und verschwendet es nicht für Waffen und Heerwesen; verschließet die Rathsstuben und lasset das Volk nicht hören, was wir treiben, so mögen wir wieder Herren und Meister seyn, und die Knechte werden uns dienen! — Er ist's, welcher Mißtrauen zwischen Stadt und Land, Glaubensgroll zwischen Katholischen und Reformirten, Sperren zwischen Kantonen und Kantonen pflanzt, und jene Erschlaffung durch Eigennutz, jene Familienherrschsucht, jenen Geschlechterstolz, all jenes zwieträchtige Verderben noch einmal zurückruft, wodurch die alte Eidsgenossenschaft, trotz Neuenegg und Rothenthurm, einst blutig verschwand.

Aber wir haben gelernt: Recht und Gerechtigkeit ist gewaltiger, denn alle Gewalt; und jedes Hauses Glückseligkeit steht nur sicher unter dem Gesetz der Freiheit; und die Freiheit Aller ist nur geborgen durch Unabhängigkeit des Schweizerbundes. Die Selbstständigkeit des Schweizerbundes aber ruht nicht fest auf Pergamentbriefen kaiserlicher und königlicher Zusicherungen, sondern allein auf einem eisernen Grund, der da ist unser Schwert. Der rechte Schweizeradel soll aus den Kirchen und Schulen des Volks hervorschreiten.

Der rechte Staatsschatz muß im Wohlstand aller Haushaltungen liegen. Das große Rüst- und Zeughaus des Bundes soll in den Waffenkammern aller Bürger stehen. Die Verhandlung der großen Räthe und Landgemeinden muß vor dem Ohre gesammter Eidsgenossenschaft ertönen. So wird die heilige Sache des Vaterlandes die heilige Sache jeder Hütte, und ein göttlicher Gemeinsinn wird, wie himmlisches Feuer, den Moder spießbürgerischer Selbstsucht verzehren.

Nicht der Pfeil des Tellen, nicht der Dolch des Comogaskers hat die Banden schweizerischer Knechtschaft gelöset. Nicht bei St. Jakob, nicht auf der Malserhaide ward die Unabhängigkeit schweizerischer Eidsgenossenschaft erfochten. Auf Rütli und unter dem Ahorn von Truns wurde nur die Losung des Kampfes gegeben. — Wir kämpfen ihn noch, Eidsgenossen! Und Ihr, unsere Enkel, werdet ihn noch kämpfen über unsern Gräbern! — Wachet, daß Ihr nicht in Anfechtung fallet! Vertrauet Gott! Alle Eidsgenossen für Einen, und Jeder für Alle!

Die Feier auf der Wartburg.

Es bedarf nur einer mäßigen Gabe Scharfsinnes, um in den großen Gemüthsbewegungen der deutschen Völkerschaften und in ihren unruhigen Bestrebungen das, was zur Hervorbringung derselben wesentlich und unverhinderbar beitrug, von dem zu unterscheiden, was zufällig mitwirkte.

Diejenigen, welche behaupten wollten: das Volk selbst begehre von Allem nichts, was man vorgebe, es sey mit seinen häuslichen und staatsbürgerlichen Rechten und Verhältnissen gar wohl zufrieden, — führten sich oder Andere in gefahrbringenden Irrthum, indem sie der Mehrheit ihrer Mitmenschen geradezu Empfindung und Urtheil ableugneten.

Man denke sich eine Nation, wenn nicht die deutsche, eine andere, die lange erst ruhige Zuschauerin fremder Revolutionen, dann vom Alles zermalmenden Sturme selbst ergriffen, bis in's Innerste zerstoßen, ihrer alten Throne, Gesetze, Uebungen und Ordnungen, aller ihrer Lebenskleinodien verlustig ward, die oft kein Fürst, am wenigsten der Fremde, sondern das eigene Herz nur kennt; — denke sich diese Nation dann in verzweiflungsvoller Kraft wieder siegreich unter den Fahnen ihrer eigenen Fürsten, und frage sich: ob diese Nation nach schmerzenreichen Erfahrungen von

zweimal zehn Jahren über die Quellen des Unglücks, über die Ursachen der Rettung, über die Mittel zur künftigen Sicherheit nichts erkannt, nichts gedacht haben werde? — Man denke sich diese Nation, nach errungener Rettung vertrauensvoll auf ihre Fürsten hinschauend, aber noch Jahre nachher immer im Zustande ängstlicher Zweifelhaftigkeit über ihr künftiges Loos schwebend, von abwechselnden Gerüchten gefoltert, von fortdauernden Opfern, von theuern Zeiten entkräftet, noch von unvernarbten Wunden blutend, und frage sich: ob diese Nation nicht aus verzeihlicher Furcht vor Wiederkunft des alten Greuels eine zuverlässigere Sicherheit gegen die Waffen der Fremden heischen, — nicht aus Begierde, ihr zerstörtes Gut wieder anzubauen, freiere Hand wünschen, — nicht aus Besorgniß, ihre Fürsten könnten von unkundigen Räthen über den Zustand der Nation, wie wohl sonst schon, getäuscht werden, unmittelbarere Verbindung mit den Landesvätern erflehen sollte?

Diejenigen aber irrten nicht minder, welche zwar das Treiben und Sehnen des Volkes keineswegs leugnen wollten, indem solches sich von Haushaltung zu Haushaltung, von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, kund genug that; aber welche behaupteten: dasselbe sey bloß durch Schriftsteller bewirkt. Nein, das Bedürfniß eines von den nun anders gewordenen Verhältnissen und Zeiten gemäßen Zustandes war eben durch diese anders gewordenen Verhältnisse und Zeiten erschaffen. Das Bedürfniß würde auch laut geworden seyn, wenn keine Buchstaben erfunden gewesen wären. Die Werke der Schriftsteller hatten in der Nation, was diese dunkel empfand, nur in's Licht deutlichen Bewußtseyns erhoben.

Aber auch Andere geriethen in Selbstverblendung, welche sich einbildeten, die Masse der Nation sey dem Herzen ihrer Könige ganz und völlig abgestorben; kenne schon gar nicht mehr die alte Liebe und Treue zu den anererbten Fürstenhäusern; wolle nur Auflösung, republikanisches Wesen und stürmische Umwälzung. Nein, die Nation hatte — und sie bewies es bis diesen Tag — von den schönsten ihrer alten Tugenden, die einst Tacitus pries, noch keine eingebüßt; ihren Häuptern zollte sie noch im Glück und Unglück unvernichtbare Treue; oder wo, unter allen germanischen Völkerschaften, ward eine gesehen, die eine unehrerbietige Hand gegen den Thron erhob?

Es mag nicht an Personen gefehlt haben, welche aus eigener Täuschung, oder aus schlauer Absicht, hin und wieder das Schreckbild von Nähe einer Revolution, von Rechten des Volks zu Widersetzlichkeit und Aufstand sogar an Höfen glaubwürdig zu machen bemüht gewesen sind. Solche Darstellungen konnten wohl um so mehr Wahrscheinlichkeit gewinnen, wenn derselben vielleicht sogar übereinstimmende Aussage von Männern entgegengesetzter Grundsätze waren. Aber diese Uebereinstimmung stammte eben nicht so sehr von der Richtigkeit der Thatsache, als davon her, daß die Einen sich bemühten, die Fürsten, durch Vorgaukelung des Schreckbildes, zur schnellern Erfüllung der Volkswünsche, die Andern wieder zur Ergreifung schärferer Maßregeln wider die Volkswünsche und wider Alles zu reizen, was Ansehen und Einfluß der bevorrechteten Stände zu schmälern drohte. Den Absichten Beider galt jede Verirrung eines oder einiger Allzubegeisterten, oder auch schon ein bloßes Lied voller Frevel, statt vollwichtigen Beweises.

Ueberhaupt ist die ungeheure Masse einer Nation, wie dies die Geschichte aller Länder bezeugt, nie selbstthätige Partei, und kann es nicht seyn, weil sie durch die natürliche Liebe der Ruhe, der Gewohnheit, der Eigenthumssicherheit, durch Scheu vor heftigen Neuerungen und durch millionenfach getrennte Ansichten schwerfällig und gebunden ist. Aber aus dem Schooße der Nation, aus ihren einander widersprechenden Trieben, gehen die Parteien an das Tageslicht. Diese sind nicht immer Wortführer dessen, was die Gesammtheit oder Mehrheit denkt, sondern oft nur dessen, was von den Leidenschaftlichsten gedacht wird. Eben der Ungestüm der Leidenschaftlichkeit oder Begeisterung reizt sie zum Hervortreten, und verursacht, daß man von den Wünschen der bewegten Nation gewöhnlich nur die überspanntesten erfährt. Daher kommt — wir sahen es in Frankreich — daß Parteien selten, oder doch nie lange, ihr Ziel erreichten und behaupteten, weil sich die Volksmenge am Ende von deren übertriebenen Forderungen lossagte; daher kommt, daß nie und nirgends zuletzt erfolgt ist, was entgegengesetzte Parteien ertrotzen wollten, sondern ein Mittelzustand zwischen Beider unmäßigen Wünschen, innerhalb welchen der eigentliche Wunsch und das wahrhafte Bedürfen der Nation selbst lag.

Auch in Deutschland waren, wie aus mancherlei unzweideutigen Erscheinungen hell ward, die stürmischen Kundthuungen einzelner Sprecher keineswegs der volle Gedanke der Nation. Der Gemeinwunsch des Volkes ließ sich ungleich bestimmter aus der Uebersicht der Schicksale, als aus dem Munde einander widerstreitender Wortführer vernehmen. Aus dem zerstörten und immer mehr vergehenden Wohlstande erwuchs Verlangen nach Erleichterung der Ab-

gaben, nach gleicher Besteuerung alles Vermögens, nach Beseitigung der Privilegien, und nach Befreiung des Handels- und Gewerbsstandes von Binnenzöllen und Mauthen. Aus der Furcht vor Wiederkehr erduldeter Schmach und Kriegsnoth stieg das Verlangen nach festerm Friedens- und Kriegsvereine der deutschen Mächte gegen die Fremde. Aus der allgemein gewordenen Geistesbildung des Mittelstandes drang der Wunsch nach einer, dem gegenwärtigen Zustande der Nation würdigen, freiern Behandlung; nach gleichen Rechten jedes Staatsbürgers vor dem Gesetz; nach engerer Verbindung des Volks mit dem Landesherrn durch Stellvertretung; nach anständiger Oeffentlichkeit dessen, wodurch ein Volk erleuchteter, im Glücke ruhmwürdiger, im Unglücke ehrwürdiger werden kann; nach Preßfreiheit, gemäßigt durch's Gesetz. — Der Erfüllung dieser Wünsche harrte die Nation in Furcht und Hoffnung entgegen, ohne jedoch allzuherbe Verletzung von bestehenden Rechtsamen einzelner ihrer Bestandtheile zu wollen; Alles gegründet durch Gerechtigkeit und Mäßigung.

Rechts und links von der ruhigen Masse des Volks entfernten sich die Außenenden derselben in entgegengesetzten Bestrebungen nach dem Zuviel oder Zuwenig. Auf der einen Seite standen die, welche von bisherigen Errichtungen, Rechten und Vorzügen nichts fahren lassen, auf der andern die, welche alles Bishergegoltene neu gestaltet sehen wollten. Hier ward Aufrechthaltung des Geburtsranges, der Privilegien, der Feudalstände und der strengsten Beschränkung der Buchdruckerpresse gerühmt; dort hinwieder fast demokratische Gleichheit, Einheit der Nation, ungebundene Preßfreiheit. Weil sich auf jener Seite meistens Männer befanden, welche durch Staatsämter oder Geburtsrang,

den Höfen näher, durch diese wirksam seyn konnten, stützten sich die Wortführer der andern Seite mehr auf Volk und öffentliche Meinung, und trachteten diese zu stärken, und sich durch sie.

Je wichtiger die großen Angelegenheiten waren, um welche gehandelt ward (denn es betraf Glückseligkeit des Volks und die aus ihr entsprießende Stärke des Fürsten), um so mehr Bedächtigkeit und Zeit ward vonnöthen, die verworrenen Interessen zu schlichten. Das Verzögern der landesherrlichen Entscheidungen vermehrte aber die ängstliche Spannung und den Ungestüm der einander bekämpfenden Meinungsparteien. Jeder scheinbare Sieg der einen jagte die andere in Harnisch. So vergaß man zuletzt die einfachsten Grundsätze gegenseitiger Achtung und Billigkeit, und rieth und handelte mit leidenschaftlicher Gereiztheit.

Keiner blieb gleichgültiger Zuschauer dessen, was Alle anging. Wie konnte es die deutsche Jugend bleiben, sie, welche von der Natur regere Empfänglichkeit zum Geschenk hat, und in welcher allezeit Gefühl und Einbildungskraft höher, als vielseitige Erfahrung und besonnenes Urtheil stehen? Jene Jugend, in welcher die Urbilder des Wahren, Gerechten und Göttlichen vom Staub der Wirklichkeit noch unbedeckt glänzen, wie sie der Himmel in erster Reinheit verlieh? Jene Jugend, welche noch nicht Drang und Zwang der bestehenden Ordnung und deren verschränkte Rechte, sondern nur die Tugendbilder des Alterthums kennt? Jene Jugend, die zum Theil eben erst aus den Schlachten für Deutschlands Unabhängigkeit zurückgekehrt war, in welche sie sich mit frommer Lebensverachtung gestürzt hatte?

Die Jünglinge, zum Theil an ihre Hochschulen zurückgekehrt, zum Theil im Begriffe, auf der bürgerlichen Lauf-

bahn die ersten Schritte zu thun, freuten sich des wiedererfochtenen Ruhms der Nation, und wünschten ihrem Volke wenigstens so viel gegeben zu sehen, als sie selbst einem feindlichen Volke an Freiheiten und Rechten hatten erkämpfen helfen. Die große Zeit hatte sie ernster gemacht, entzündeter für Alles, was an deutsche Kraft, Größe und Freisinnigkeit mahnte. Daher thaten sie zahlreich unter sich selbst auf den hohen Schulen die altgewohnte, wüste Weise ab; wurden sittiger, fleißiger, frömmer; gefielen sich in der einfachen Tracht des sinnigen Mittelalters und strebten alles Fremdartige zu verbannen, was deutschem Wesen einst nachäfferisch beigesellt worden war. Indessen hatten weder ihre Worte und Gesänge, noch ihr Rock und Bart, oder die Stiftung ihrer deutschen Burschenschaft, statt zänkerischer Landsmannschaften, Wirkung auf Geist und Gang der gesammten Nation. Man kannte die Jugend. Ihre schöne Schwärmerei trug nichts Verdammliches. Ihr Uebertreiben der Dinge ward mit billiger Nachsicht, als Eigenthümlichkeit ihres Alters, gewürdigt. Nur Zufälle gaben ihrem Seyn und Wesen höhere Bedeutung, als noth war.

Die ewig denkwürdige Völkerschlacht und Deutschlands Sieg bei Leipzig hatte den Tag des achtzehnten Oktobers zum heiligen Tag des Volks gemacht. Bei seiner ersten Wiederkehr sah man auf zahllosen Hügeln die Freudenfeuer lodern. Nichts schien geeigneter, den stolzen, muthigen Sinn der Deutschen gegen Wagstücke fremder Gewalt aufrecht zu halten, als solch' ein Festtag des größten Sieges über den größten Eroberer der neuern Zeit.

Allein schon im folgenden, noch mehr im dritten Jahre nach der Schlacht, flammten jene fröhlichen Hochfeuer seltener. Zum Theil hatten die Obrigkeiten diesen Volksju-

bel nicht begünstigt, oder ihn wohl gar an einigen Orten untersagt, weil, bei wachsenden Meinungsgährungen, allgemeine Feste dieser Art leicht Störungen der Ruhe, oder mancherlei Aergerniß veranlassen, oder zu unholder Zeit an Einheit der deutschen Nation und an Stärke des Volks mahnen konnten. Zum Theil war aber auch der Eifer selbst schon lauer geworden, einen Tag zu begehen, dessen goldene Früchte, wie man sie erwartet hatte, unsichtbar geblieben waren, ja wohl nie reif werden zu können drohten.

Schon fing der Kleinmuth an zu vermuthen, daß die Höfe in die alte Sicherheit zurückgesunken seyn mochten; daß sie manche zu rasch gegebene Verheißung mit langem Stillschweigen in Vergessenheit stellen wollten; daß selbst die Freimüthigkeit der Tageblätter hin und wieder beschwerlich falle. Denn wenn auch die rüstige Zensurstrenge im Kurfürstenthum Hessen nicht auffallend schien, hatte doch die, welche in der freien Stadt Frankfurt, unter den Augen der Bundesversammlung, ja vielleicht von einzelnen Gliedern dieser Versammlung selbst hervorgerufen war, desto mehr das Ansehen einer düstern Vorbotin.

Zur Vermehrung beginnenden Mißtrauens wirkte zum Theil auch das Lautwerden mancher in Deutschland sonst geachteten Schriftsteller, welche in allerlei Form Lobredner der ehemaligen staatsbürgerlichen Verhältnisse wurden, oder welche selbst die herrschende Sehnsucht der Menschen unfreundlich verspotteten. Nicht minder wirkte zum Erregen des Argwohns der ruhige, bedächtige Gang, welcher in allen öffentlichen Geschäften wieder Platz nahm. Die Völker waren desselben seit zwanzig schicksalsvollen Jahren, besonders unter der Viel- und Schnellthätigkeit Napoleons, dermaßen entwöhnt, daß ihnen schien, die Regierungen seyen

eingeschlummert, wenn nicht jede Woche große Verfügungen die allgemeine Neugier befriedigten oder spannten. Nicht von Allen ward erwogen, daß eines einzigen rücksichtlosen Gewaltsherrn Wille rascher fahren könne, als der, die einzelnen Rechte ermessende Ernst vieler verbundenen und mit Schonung handelnden Fürsten; daß auch ächte Staatsweisheit nicht darin liege, den Entwickelungsgesetzen der Natur vorzugreifen, und was ihr zu thun gehört, selbst zu machen, sondern was sich machen wolle, nur mit Vorsicht in das Vorhandene einzuordnen.

Mittlerweile erschien überraschend, allerlei vorlauten Zweifel beschämend, die landständische Verfassung des Großherzogthums Weimar. Sie trat edel in's Leben (Februar 1817). Der größere Theil der Deutschen zollte ihren Grundsätzen, wie ihrem fürstlichen Geber, würdiges Lob.

Und als in demselben Jahre die evangelischen Kirchen Deutschlands das Fest der Reformation begingen, vereinigten sich auch von vielen Hochschulen mehre hundert Jünglinge in jenem Staat, auf der Wartburg bei Eisenach, nebst dem Reformationsfest wieder den Ehrentag deutscher Nation, den achtzehnten Oktober, zu feiern. Er ward gefeiert mit Andacht, aber zugleich, wie sich erwarten ließ, mit ungehemmtem Wohlgefallen am freien Ausspruche jener Gefühle, welche mehr oder minder lebhaft das Gemüth der meisten Deutschen erwärmten. Zu dem Begeisternden, welches die Bedeutung des Doppelfestes, und der Anblick so vieler Meinungsverwandten auf dieser klassischen Stätte Germaniens zeugen mußte, gesellte sich die muthwillige Freude eines kecken Alters. Da flammte, als Nachbild der That Luther's, der einst die päpstliche Bulle verbrannte, und damit das Zeichen zur Trennung vom römischen Stuhle gab,

ein Scheiterhaufen für die Schriften Kotzebue's, Schmalzen's, Ludwig Haller's und Anderer, welche, wie einst Leo X., dem Geiste des Zeitalters den Fehdehandschuh hingeworfen zu haben, den Ruf hatten.

Die That der Jünglinge, an sich selbst, als unberathener Einfall eines frohen Augenblicks, gewann erst unverdiente Wichtigkeit durch das Geräusch, welches darüber gekränkte Eitelkeit oder allzuängstliche Staatsklugheit erhoben. Es gibt gewisse Handlungen, an sich kein Verbrechen, sondern nur Unart, welche erst durch das, was der widerwärtige Eifer aus ihnen macht, nicht nur Ansehen, sondern Wirkungen wahrhafter Verbrechen empfangen können. Es gibt gewisse Handlungen, deren zweckmäßige Bestrafung Vergessenheit ist. Denn Vergessenheit ist Vernichtung des Geschehenen.

Das Getöse über und wider die Wartburgsfeier, die Aufmerksamkeit verschiedener Höfe, reizte schmeichelnd den Stolz einer freiheitliebenden und thatenbegierigen Jugend. Die leichte Frucht des Muthwillens empfing den Glanz des Heldenwerks. Die Seelen der Jünglinge entbrannten heftiger für das Heiligthum ihrer Ideale. Eine vorher stille Liebe ward bei'm Reiz des Widerstandes zur brausenden, sich jeden Wagstücks vermessenden. Nun schollen Reden und Lieder der Freiheit mit ungewogenem Wort in ihren Kreisen lauter, und der Begeisterte dachte an Vollbringung entscheidender Dinge.

Deutschlands Volksstimmung.

„Sehet euch vor in dem, was ihr zu thun beginnet! Es wird heut' großes Spiel gespielt, in welchem Der verliert, welcher, statt mit ruhiger Besonnenheit, mit Leidenschaftlichkeit geht und wagt. Auch geheime Kabinetspolitik und diplomatische Taktik verfangen hier nichts. Man hat es nicht als Staat gegen einen fremden Staat, sondern mit sich selbst zu thun. Vom Volk muß die Rede seyn, nicht von der Partei links und rechts. Die wilde Ungebehrlichkeit demokratischer Schwärmerei und die Schlauheit des aristokratischen Stolzes sind die Scylla und Charybdis der Fürsten. Wer sich von der einen zu sehr abwendet, scheitert unausbleiblich an der andern.

„Gewiß nicht die Völkerschaften träumen und sprechen von gewaltsamen Staatsumwälzungen und spiegeln den Fürsten Schreckbilder vor, sondern die ersten Redner der Parteien. Unsere Völker sind ruhig. Es ist noch zu allem Guten die gute Zeit vorhanden, wenn man das Gute redlich will. Schon der oberflächliche Blick auf Deutschland, wenn man nicht schlechterdings Gespenster sehen will, belehrt Jeden, daß hier von keiner gewaltsamen Revolution die Rede seyn, und daß noch weniger Deutschland im Jahre 1819 mit Frankreich im Jahre 1789 ver-

glichen werden könne. Frankreich war damals, wie jetzt, ein einiger Staat, und die Bewegungen der Hauptstadt zuckten unmittelbar, wie vom Herzen durch den Körper des ganzen Reiches, weil Alles einerlei Interesse hatte. In Deutschland hingegen steht nicht etwa ein einziges Staatsganzes; sondern es sind vielfache, von einander unabhängige Staaten vorhanden, mit verschiedenen Interessen ausgestattet. Was den Einen quält, thut dem Andern nicht wehe. Jeder will sein eigenthümliches Leben behaupten, und jede dieser Völkerschaften hält an ihr angestammtes Fürstenhaus, unbekümmert um die übrigen. Daher ist keine allgemeine Umstürzung der Dinge auch nur gedenkbar, so lange die Fürsten nicht selbst allen Völkerschaften einerlei Interesse aufzwingen. Theilweise meuterische Bewegungen können nie furchtbar werden, weil einzelne Staaten viel zu schwach sind, in umwälzerischer Verwirrung allen übrigen Widerstand zu leisten; weil diese übrigen immer bereit in Waffen stehen, jeden ersten Aufruhr zu dämpfen; weil Frankreich und Rußland von zwei Seiten, mit einerlei Interesse, jedes empörerische Schwert in der Scheide zurückhalten.

„Wahr ist es, deutsche Völkerschaften befinden sich gegenwärtig in einem fieberhaften, gereizten Zustande. Aber man unterscheide doch wohl; nicht alle. Süddeutschland ist ruhig; ist im Genuß seiner freisinnigern Staatsordnungen zufrieden. Man ist es überall, wo dieselben Wohlthaten wirkten. Warum will man strenge Maßregeln gegen Zufriedene ergreifen? Mit Härte gegen Schuldlose verfahren, heißt sie muthwillig erbittern, und allen Werth dessen wieder vernichten, was ihnen vorher gegeben ward, und was sie dafür geworden sind. Man ehre die Tu-

gend der Völker durch Anerkennung, und handle gerecht, um Gerechtigkeit von ihnen erwarten zu können.

„Wahr ist es, die Nation ist in einem gereizten Zustande. Aber man unterscheide wohl! Dieser Zustand ist nicht bloßer Erfolg der vorangegangenen physischen Leiden, sondern auch der emporgestiegenen geistigen Bildung. Fruchtbare Jahrgänge, neuer Aufschwung des Gewerbes, Kunstfleißes und Handels, begünstigt durch zweckmäßiges Einschreiten der Regierungen, und die Zeit selbst, können und werden endlich alle Wunden der letzten Unfälle und Kriege vernarben. Allein die Forderungen, welche die höhere, geistige Stufe der Nation macht, lassen sich nicht mit Brod beschwichtigen; werden nicht von der Zeit gestillt, sondern durch die Zeit selbst heftiger; sie werden es, wenn Verfassungen und Gesetzgebungen, für ein früheres, ganz anderes, noch unmündigeres Geschlecht erfunden, nicht dem neuen Geschlechte entsprechender gebildet werden. Dem Jüngling wird das vormals bequeme Knabenkleid zur Folter. Niemand verlangt Unnatürliches, sondern ganz Natürliches; jeder nur Anerkennung dessen, was er wirklich jetzt ist; der gesunde Menschenverstand bloße Achtung für den gesunden Menschenverstand; der Unterthan der Monarchie nur keine Aristokratie, sondern einen Monarchen, dem er sich unmittelbar nahen kann, das heißt, ohne einen Mittelsmann für sich reden lassen zu müssen, den er nicht kennt, und der noch weniger ihn kennt; der freie Bauer verlangt bloß, nicht mehr für ein leibeigenes Lastthier der Uebrigen gehalten zu werden; der Bürger begehrt lediglich für seine höhern Einsichten und feinern Sitten und bei seinen vermehrten Glücksumständen, im Staate und vom Staate diejenige Achtung, welche eben dieser Ursachen

wegen vor Zeiten Andern ausschließlich erwiesen wurde; der Bürger des Staats will nur Staatsbürger seyn, und die Landeskinder möchten nur ein Vaterland haben im vollen Sinne des Wortes, das heißt, möchten nicht, neben Schooßkindern, als Stiefkinder des gemeinsamen Landesvaters gelten. Man verlangt darum dafür aber keine republikanische Verfassungen, keine Umwälzungen, keine Verschmelzung des gesammten deutschen Landes. Diese Hirngespinnste überläßt das Volk denen, welche daran spinnen mögen.

„Wahr ist's, die Parteien stifteten Unheil. Es ist in ihnen keine ruhige, besonnene Ansicht der Dinge, sondern leidenschaftliche Verfinsterung ihres Gemüthes. Der Zorn vertritt ihnen die Stelle des Grundsatzes; die Einbildung die Stelle der Vernunft. Sie sehen im menschlichen Geschlecht Engel oder Teufel. Sie kennen und berechnen die Macht der Gegenwart nicht, und glauben Alles ausführbar, was sie wünschen. Es ist recht, daß demokratischen, aber auch aristokratischen Unfugen und Umtrieben Schranken gesetzt werden. Allein man hüte sich, das ganze Volk zu schlagen, um den Einzelnen zu treffen, hüte sich, den Schuldlosen zu empören, um den Schuldigen zu beugen. Man hüte sich vor dem Wahne, man habe durch Maßregeln gegen die Parteien auch die Bedürfnisse des Volkes abgethan; und daß, wenn Keiner mehr redet, auch Keiner mehr fühle und denke.

„Wahr ist es, das Volk horcht nur gern auf Jene, von welchen es sich vertheidigt hört, weil es fürchtet, daß sonst Niemand für das Volk spreche. Man befriedige die gegründeten und bescheidenen Wünsche der Nation, und die Volksmasse zieht sich von selbst von den bisherigen Sprechern ab.

Diese werden allein stehen, ohne Beifall, ohne Rückhalt; sie werden endlich mit vornehmem Achselzucken über die Erbärmlichkeit des Zeitalters, das sie nicht verstehe, den klügsten Theil ergreifen, nämlich schweigen. Den Beweis liefern die Staaten, welche schon die Sehnsucht des Volks erfüllt haben.

„Verachtet man aber stolz diese Sehnsucht und verfährt man mit Strenge gegen nur eine der Parteien, so wird das Volk in seinen Wortführern, auch wenn es deren übertriebene Gesinnungen nicht billigen mag, sich selbst mißhandelt fühlen; es wird in diesen nicht Strafbare, sondern Märtyrer erblicken; es wird Diejenigen vergöttern, welche der Hof verdammt, und Furcht und Mißtrauen gegen Alles wachsen lassen, was von oben her kommt.

„Denn es ist hier nicht um Gewerbs- und Brodsachen, sondern um Meinungen und Ueberzeugungen der Menschen in civilisirten Staaten zu thun. Man konnte einst Huß und Savonarola verbrennen, aber die Reformation ward mit ihnen doch nicht verbrannt. Was reifen wollte, wurde reif. Man kann den Schriftstellern Schweigen gebieten; aber die zurückgedrängte Klage spricht mit desto lebendigerer Stimme abwärts in's Volk von Herz zu Herz. Die Ueberzeugungen sind schon da und leben, wenn man auch kein Blatt mehr druckt. Folglich verliert das Volk nichts mehr, nur die Regierungen büßen mit der vernichteten Oeffentlichkeit ein; denn es wird dunkel zwischen ihnen und den Unterthanen; sie erfahren, was sich in diesen regt, nur aus Berichten demüthiger oder gar einseitiger Beamten, und vernehmen auf amtlichen Wegen Vieles nur halb, Vieles falsch oder zu spät. — Man kann den Lehrern der Kirchen und Schulen vorschreiben, was sie lehren und nicht lehren sollen;

aber nicht vorschreiben, mit welcher Stimme, mit welchem Blick. Es gibt ein Schweigen, das die Gemüther tiefer erschüttert, als der beredteste Vortrag. Zudem noch, was anfangen mit der Jugend, welche schon andere Ueberzeugungen empfangen hat, als die, welche gewünscht werden? — Diese Jugend wird mannbar und rückt mit Jahren und Tagen in die Stellen aller Zweige öffentlicher Verwaltung ein. Dann geschehen dennoch die großen, von Manchen ohne Grund oder aus Selbstsucht gefürchteten Verwandlungen unvermeidlich; wer entscheidet aber heut' schon, wie dann? — Wer entscheidet, wie dann, wenn bei'm still fortgährenden Mißmuth der Unterthanen unerwartet den Staat ein Krieg überrascht? — Ist's nicht weiser, dem Strom ein Bett zu graben, in welchem er den vorgezeichneten Lauf nehmen muß, als daß er es sich selbst nach und nach wühle?

Die italienische Schweiz.

Wer durch das Hochland der italienischen Schweiz wandelt, und von den Quellen ihrer Ströme hinabsteigt bis zu den Ebenen, wo sich dieselben in große Seen zwischen Gebirgen ergießen, durchwandelt in wenigen Tagen die Abstufungen aller Himmelsstriche vom ewigen Eise bis zu den Gefilden, wo Feige und Lorbeer wild wachsen.

Wo die Landschaft Leventina droben mit den Grenzen von Wallis und Bünden zusammentrifft, verengen sich die Thäler zwischen den höchsten und ödesten Schneegebirgen, auf deren Gipfeln der Winter unwandelbar wohnt, und bis zu dürren Moosen und Flechten jede Vegetation erstirbt. Erst wo die Matten der höchsten Alpen ergrünen, sieht der Wanderer in der Nähe des Schnee's die niedern Weidengesträuche und Pflanzen, welche Reisenden an den Ufern des Eismeeres, in Lappland und auf den aus Sand und Eis geformten Inseln im Nordost Asiens erschienen.

In den tiefern Klüften der ungeheueren Gebirgsmassen beginnen Lerchengestrüpp und Alpenfohren, die, je tiefer sie steigen, finstern, weitläufigen Wäldern von Lerchen- und Rothtannen Raum machen. Einzelne Heuställe und zerstreute Hütten an den Abhängen der Berge begegnen dem Auge. Doch bewohnt sind sie nur in wenigen Sommermon-

den, und den langen Winter hindurch vier bis fünf Schuh tief im Schnee vergraben. Selbst manche der hochliegenden Dorfschaften sondert des Winters Härte oft mehre Monate lang durch aufgethürmten Schnee von der übrigen Welt ab. — Adler, Wölfe und Bären beleben diese große Einsamkeit.

Weiter unten vermehrten sich bald die menschlichen Wohnungen. Kleine, zerstreute Dörfer mit ihren Kapellen schweben an den Halden des Gebirgs. Die ordnende Hand des Menschen hat Wege gebrochen, Felder umzäunt, Gärten über Felsenhängen geschaffen. Doch immer ist hier noch der Himmel rauh, der Sommer kurz, die Erde wild. Das ausgesäete Getreide, vor der vollkommenen Reife schon vom Winter übereilt, muß noch halbgrün abgeschnitten und an hölzernen Gestellen, Rescanen genannt, zum Dörren aufgehängt werden.

Die Bewohner dieser hohen Gegenden nähren sich von ihren Heerden. Ihre Sitten sind einfach, wie aller Aelpler. Roh und muthig, aber bieder und herzlich, haben sie mit den Italienern fast nichts, als die Sprache gemein. Sie sind starken und kräftigen Wuchses und frischer Farbe. Ihre Hütten stehen von Tannen- und Lerchenstämmen erbaut, und die Schindeldächer mit Steinen gegen die Gewalt der Stürme beschwert.

Unter den Nadelwäldern nehmen allmählig hellere Laubgehölze und mannichfaltigere Vegetation den Anfang. Buchen- und Kastanienbäume umgrünen den Fuß der Berge. Die Dörfer werden ansehnlicher und weiter. Aecker und Weinberge umgeben dieselben; jene vermögen schon zwei Ernten im Jahre, Waizen im Brachmond, Haidekorn im Wintermond. Maulbeerbäume und Feigen gedeihen frei-

willig. Bald, je tiefer er gegen Süden steigt, geht der Wanderer im Schatten der Lorbeeren, Oliven und Cypressen. Orangen reifen im Freien. Der Weinstock schlingt seine Reben von Baum zu Baum, natürliche Lauben zu bilden. Der Duft wildwachsender Myrthen, der Rosmarin- und Jasminsträuche schwängert die Lüfte mit Wohlgerüchen; die Gebirge verlieren sich allmählig mit weichern Umrissen im Schatten ihrer Kastanienwälder zu Hügeln; man fühlt um sich den warmen Himmel Italiens. Der Erdboden gefriert nicht mehr, und der Schnee schmilzt wenige Stunden, nachdem er gefallen war.

Aber in diesem mildern Klima wandelt ein anderes Menschengeschlecht. Es ist nicht mehr das feste, kräftige Hirtenvolk des Hochlandes, rauh und genügsam; sondern weichlich, dem Müßiggang hold, redselig und phantasiereich. Es ist unternehmend ohne Beharrlichkeit; findet Gefallen an abenteuerlichen Wagstücken, ohne Tapferkeit; liebt Prunk und Feierlichkeiten; ist jähzornig und rachsüchtig; minder klug, als verschmitzt; scheut Mühe und Gefahr, will lieber durch Hinterlist siegen.

Clio's Winke.

Volks-Verarmung.

Aller Orten wird über Armuth, Bettelei und Elend in den untern Volksklassen, und mit vollem Recht, geklagt. Aber man verwundert sich, daß, ungeachtet der ungeheuern Summen, welche Privatwohlthätigkeit bringt, ungeachtet aller Gemeindeanstalten, milden Stiftungen, Armenhäuser, Klosterspenden, Hospitäler, Bettelmandate u. s. w. das Elend, statt abzunehmen, wächst? — Das ist keines Erstaunens werth. Denn eben jene Privatwohlthätigkeit, eben jene Gemeindeanstalten, milden Stiftungen, Armenhäuser, Klosterspenden, Hospitäler und Bettelmandate sind bekanntlich die rechten Hülfsmittel zur Armuth und Bettelsucht.

Daß alle diese verderbenvollen Hülfsmittel noch immerdar bestehen, ungeachtet längst schon die Whitebrand, die Brougham, die Colquhoun, die Fellenberg, die Pestalozzi und viele andere kenntnißreiche Männer die Schädlichkeit derselben erwiesen und die vernunftmäßigen Maßre-

geln zur Verminderung des Uebels bekannt gemacht haben, ist nur Zeugniß mehr, wie schwer es bei manchen öffentlichen Behörden hält, den schlichten, gesunden Menschenverstand gelten zu lassen, wenn sie sich vom herkömmlichen Geschäftsmechanismus befangen fühlen.

Erst pflanzt man gewöhnlich kunstgerecht den Hang zu Müßiggang, Bettelei und Schamlosigkeit durch Mangel genugsamer Anfangsschulen, oder durch Gestattung erbärmlicher Schulen mit unwissenden, schlecht besoldeten Lehrern, durch Unschuld vergiftende Waisenhäuser, durch unmäßige Menge von Wein=, Bier= und Branntweinschenken und Spielhäusern, durch sittenmörderische Einrichtung der Straf= und Zuchtanstalten, oder vielmehr Unzuchtanstalten, durch Begünstigung der Prozeßsucht, durch Hinwälzung der Steuern auf die Unvermöglichern, durch Vermehrung großer Grundeigenthume, Fideikommisse und Güter in todter Hand, durch Vorspiegelung vom Genusse anschwellender Armengüter, durch unbesonnenes Ermahnen der Geistlichen zum Almosengeben u. s. w.; hintennach nährt und hegt man die Pest des Staates mit sorgfältigen Armenpflegen. — Daß ich hier keineswegs von Unglücklichen rede, die wegen Gebrechlichkeit, Krankheit oder Alter unfähig sind, sich selber Nahrung, Obdach und Kleider zu verschaffen, versteht sich.

In wie vielen Ländern ist heutiges Tages Howard's Idee zur Verbesserung der Zuchtanstalten ausgeführt, oder Wehrli's Armenschule von Hofwyl, oder Falk's Stiftung in Weimar nachgeahmt, oder Bell=Lancaster's Unterrichtsweise allgemein? — Aber man hat dafür prächtige Hospitalpaläste mit kostspieligen Verwaltungen, glänzende Akademien und wunderschöne Opernhäuser, welche nun freilich nicht geeignet sind, den untersten Volksklassen Ehrliebe,

Arbeitslust, Sittlichkeitsgefühl und Fähigkeit zur Selbsterhaltung mitzutheilen.

England stellt in den Jahrbüchern der europäischen Gesittung ein Beispiel einzig in seiner Art auf. Laut dem Bericht an die Kammer der Gemeinen beträgt die jährliche Ausgabe zur Unterstützung der Armen bei zwölf Millionen Pfund Sterling. In manchem Kirchspiel wird diese Auflage dem Eigenthümer zum Untergang. Der neunte Theil der Nation lebt auf Kosten vom dritten Theil derselben Nation. Weit über 500,000 Personen sind Bettler. Jährlich werden im Durchschnitt 1500 bis 2000 Menschen vor Gericht als Diebe verurtheilt. Und noch immer schwillt, mit der ungeheuern Menge der Almosen, die ungeheure Zahl der müßigen Armen.

Man muß nicht die Uebervölkerung anklagen. Noch ist in den europäischen Ländern der Raum fruchtbaren Bodens zur Ernährung der Menschenmenge nicht zu klein. Den Beweis dafür liefert die wirkliche, fortdauernde Ernährung dieser Menschenzahl auf diesem Raum, ungeachtet weitaus nicht aller Boden angebaut und der meiste schlecht bewirthschaftet ist, und Millionen Bettler nicht arbeiten, sondern sich unentgeldlich füttern, kleiden und beherbergen lassen. Nach einer Wahrscheinlichkeitsberechnung kann der Flächenraum einer Geviertmeile (zu 13,000 bis 14,000 Morgen fruchtbaren Bodens, der Morgen zu 40,000 Geviertschuh) 4000 bis 5000 Personen ernähren.

Es sind nicht die einfachen Verfassungen und vortrefflichen Einrichtungen der nordamerikanischen Freistaaten einzig, welche in denselben mit so unglaublicher Schnelligkeit die Bevölkerung, Kultur und Stärke derselben befördern. Die

elenden Armuthverhinderungsanstalten der meisten europäischen Länder tragen dazu nicht wenig bei. Die verzweiflungsvollen Auswanderungen über das atlantische Meer dauern fort, und können durch ihre Massen oft jene Gegenden in große Verlegenheit setzen.

Im Jahresbericht, welchen im Dezember 1819 die Direktoren der Gesellschaft zur Armuthverhinderung in der Stadt New-York ablegten, meldeten sie, daß nur in ihrer Stadt, die gegenwartig 120,000 Einwohner zählt, 8000 hülfsbedürftige Arme lebten, und zwar meistens hergewanderte Europäer. Nur vom 1. März 1818 bis zum 1. November 1819 waren bloß in dieser Stadt 18,930 Reisende aus Europa angekommen und in den Bureaux eingeschrieben; aber viele andere noch sind wahrscheinlich dieser Förmlichkeit entschlüpft. Eine große Anzahl derselben bleibt auf dem Straßenpflaster von New-York hängen, nährt sich vom Bettel, oder gewinnt doch nur einen geringen Theil seiner Erhaltung durch Arbeit. Man kann diese unglücklichen Tausende doch nicht nach Europa zurückjagen, nicht mit Gewalt in die Einöden des Innern treiben, nicht auf den Straßen verhungern lassen. Sie müssen gelebt haben. Die Direktoren der Gesellschaft trugen daher darauf an, den Kongreß aufzufordern, daß die erste Unterstützung und weitere Versorgung der Europäer eine Bundesangelegenheit werde.

„Denn," sagten sie, und es scheint, mit Recht, „warum soll die Stadt New-York diese Masse fremder Einzügler nähren und kleiden? Weil unsere Stadt ein Hafen ist, weil sie an der Hudson-Mündung liegt? — Von allen Gegenden Europens kommen sie. Sie werden uns von allen Winden zugeführt. Unsere Stadt wird, wie einst Konstantinopel in den Kreuzzügen, von Fremdlingsschwärmen aufgezehrt, mit

denen wir gar keine Verbindung haben. Sie sind oft im äußersten Elend. Aber sie sind nicht unsere Armen!"

Wenn manche Reisende, die Amerika nur aus Neugier besuchen, bei ihrer Rückkehr vom Sittenverderbnisse in den Seestädten, von der Rohheit des gemeinen Volks, von der Gewinngier desselben erzählten, hätten sie billig davon wohl Vieles auf Rechnung der europäischen Auswanderer setzen können, die mit ihren Ungezogenheiten und Lastern hieher zu Tausenden kommen und sich nicht alsbald zerstreuen können. Die Polizei ist nicht unthätig. So wird z. B. an der von New-York gerühmt, daß es ihr gelungen sey, binnen zwei Jahren über zweihundert Branntweinschenken in der Stadt zu unterdrücken, und die übrigen wenigstens an Sonntagen geschlossen zu halten; ehe jene unterdrückt wurden, waren in dieser Stadt sechszehnhundert und sieben und dreißig Häuser, in denen man Branntwein im Einzelnen verkaufte.

Die Chinesen, Japaner und andere von uns für Barbaren gehaltene Völkerschaften fremder Welttheile pflegen zum Theil noch immer die Europäer für ein eben so armes als unmoralisches und ewig unter sich zerworfenes Volk aus den traurigsten Weltgegenden zu halten. „Denn, wenn es Euch in Eurem Lande wohl wäre, warum kämet Ihr so weit zu uns her?" sagten sie.

Wirkungen der Zeitungs-Zensur.

Welches sind die Wirkungen der Preßfreiheit in den jungen Staaten Nordamerika's und in dem alten England? Die Leute dort lesen und prüfen Alles, und behalten das Gute.

Welches sind die Wirkungen der Zensur von Druckschriften? — Hindert man damit die Verbreitung gefährlicher Grundsätze und Wahrheiten? Nein; denn selten weiß ein Zensor selber, welche Grundsätze und Wahrheiten gefährlich sind, und die übrigen Leute wissen deren schon zuviel, oder haschen desto lieber nach verbotenen Früchten. — Hindert man damit Verbreitung böser Nachrichten? Nein; denn sie erscheinen bald in ausländischen Zeitungen, oder gehen von Briefen in Briefe, von Lippen zu Ohren über, und wirken, als verbotene Gerüchte, nur schärfer und übler. — Befördert man damit Vertrauen zur Regierung? Nein, das Gegentheil. Der einfältigste Bauer denkt: wer recht thut, hat das Licht nicht zu scheuen. Keiner läßt sich vorschreiben, was er für Wahrheit halten soll.

Als sich die Franzosen über ihre unter Ludwig XVIII. wieder eingeführten Zeitungszensuren lustig machen wollten, stellten sie den Moniteur und andere Pariser Blätter zusammen, worin die Nachrichten von der Rückkehr Napoleon's aus Elba gemeldet werden.

Erste Nachricht. März 1815. Der Unhold ist aus seiner Verbannung entronnen; er ist aus Elba entwischt.

Zweite Nachricht. Der korsische Währwolf (l'ogre) ist bei'm Kap Juan an's Land gekommen.

Dritte Nachricht. Der Tiger hat sich zu Gap gezeigt. Truppen sind auf allen Seiten gegen ihn in Bewegung. Er endet damit, als elender Abenteurer in den Gebirgen umherzuirren. Entrinnen kann er nicht.

Vierte Nachricht. Das Ungeheuer ist wirklich, man weiß nicht durch welche Verrätherei, nach Grenoble entkommen.

Fünfte Nachricht. Der Tyrann hat in Lyon verweilt. Entsetzen lähmte Alles bei seinem Anblick.

Sechste Nachricht. Der Usurpator hat es gewagt, sich der Hauptstadt bis auf sechszig Stunden zu nahen.

Siebente Nachricht. Bonaparte nähert sich mit starken Schritten. Aber niemals wird er bis Paris gelangen.

Achte Nachricht. Napoleon wird bis morgen unter den Mauern von Paris seyn.

Neunte Nachricht. Der Kaiser Napoleon ist in Fontainebleau.

Zehnte Nachricht. Gestern Abend hielten Se. Majestät der Kaiser und König ihren Einzug in den Palast der Tuilerien. Alles ist in unaussprechlichem Jubel.

Die Erziehung der Prinzen.

Man sollte glauben, der Erziehung keines Kindes werde in der Regel größere Sorgfalt geweiht, als der Erziehung des künftigen Landesfürsten. Allerdings; aber er hat das Schicksal, aus Zärtlichkeit erdrückt und aus übergroßer Sorgfalt verzogen zu werden. „On nous apprend tout,“ sagte selbst ein Fürst, „excepté ce que nous devons savoir.“ Ich will nicht davon reden, daß zuweilen, wie am ehemaligen französischen Hofe, Schlechtigkeit der Höflinge absichtlich dahin arbeitete, den Thronerben zu entnerven und zur Selbstherrschaft unfähig zu machen, um ihn ewig bevogten oder durch Freudenmädchen und Günstlinge beherrschen zu können: sondern ich spreche von einer Erziehung, die ganz redlich gemeint ist.

Und wird da nicht gegen die einfachsten Grundsätze gewöhnlich am bittersten gesündigt, selbst von denen, welche Einsicht genug hätten, das Bessere zu erkennen? Die gemeinste Bürgersfrau von einigem Verstande würde sich z. B. hüten, die Eitelkeit ihres Kindes mit dem ewigen: „Was werden die Leute sagen!“ zu überreizen, oder die Thatkraft desselben mit der Erinnerung zu erschlaffen: „Du hast Vermögen, du wirst einst reich, du bist schon vornehmer, als viele Menschen sind!“ — An fürstlichen Höfen aber geschieht häufig das platte Gegentheil von Allem. Ehe man noch im unmündigen Kinde das Reinmenschliche entfaltet hat, will man schon das Fürstliche herauszimmern.

Napoleon, der, wie Cyrus und Moses und andere große Fürsten des Alterthums, oder wie zu neuerer Zeit Peter der Große, Heinrich IV., Friedrich der Große, in der ernsten Schule des Schicksals, und nicht unter verweichlichenden Schmeicheleien und Belustigungen, seine Jugend verlebt hatte, war doch durch den kaiserlichen Purpur um alle Erinnerung dessen gebracht, wodurch er groß geworden. Er konnte sogar die Frau von Montesquiou rühmen, wie sie seinen Sohn, den König von Rom, erzogen hatte, die eher den strengsten Tadel verdient hätte.

Die Zimmer des Kindes befanden sich im Erdgeschosse der Tuilerien gegen den Hof derselben hinaus, wo gewöhnlich müßige Gaffer und Neugierige umhergingen, in der Hoffnung, das Kind durch die Fenster zu sehen. Eines Tages — so erzählte Napoleon in St. Helena mit wahrem Wohlgefallen, und um die Weisheit der Frau von Montesquiou hervorzuheben — eines Tages war das Kind gar böse und unartig, und durch keine Vorstellungen zu besänftigen. Frau von Montesquiou befahl sogleich, die Fensterläden zu schließen. Das Kind, kaum dreijährig, erschrickt über die plötzliche Finsterniß, und fragt: „Mama Quiou, warum das?" Ihm antwortet Frau von Montesquiou: „Weil ich Sie viel zu lieb habe, um der ganzen Welt Ihren Zorn sehen zu lassen. Was hätten doch diese Leute, die Sie vielleicht dereinst alle regieren werden, von Ihnen gesagt, wenn die Sie in solchem Zustande gesehen haben würden! Meinen Sie denn, die Leute möchten Ihnen gehorsam seyn, wenn sie wüßten, daß Sie so unartig wären?" — Das Kind versprach sogleich, es nicht mehr zu thun. „Sehen Sie wohl," sagte Napoleon zu Las Cases, „das ist ein ganz Anderes, als wie sich Villeroi mit Ludwig XV. be-

nahm, der zu diesem, als Kind, sagte: „Sehen Sie, mein Gebieter, alles jenes Volk da gehört Ihnen. Alle die Leute, die dort stehen, sind die Ihrigen!“

In der That hat Villeroi nichts Anderes als Frau von Montesquiou gesagt, nur etwas runder heraus hat er's gesprochen.

Wenn die Verziehung der Fürstenkinder schon von der Wiege her so begonnen ist, muß sich Niemand wundern, daß elende Höflinge das Verderben im reifern Alter der jungen Thronerben vollenden können. Der Herzog von Anjou, der als Philipp V. im Jahre 1701 den spanischen Thron bekam, war damals noch ein unerfahrner Knabe von siebenzehn oder achtzehn Jahren. Der Präsident von Kastilien, Don Manuel Arias, hatte nichts Dringenderes zu thun, wie er sich, unter kriechenden Höflichkeiten, ihm zum ersten Mal nahte, als den jungen König allerunterthänigst zu erinnern: „daß sämmtliche Spanier seine Knechte (valets) wären, er aber der Herr, unabhängig von Allem sey; daß, was er begehre, auf der Stelle, ohne Widerrede geschehen müsse; daß, und wäre die gesammte spanische Monarchie auf einem Punkt versammelt, sie nur eine berathende, er allein die entscheidende Stimme habe; daß er doch nicht vergessen solle, Gott habe ihn an die Spitze eines nicht nur monarchischen, sondern wirklich despotischen Staates gestellt, der despotischer als jeder andere in der Christenheit sey.“

Um einen Thronerben zum ausgezeichneten, vortrefflichsten Fürsten zu bilden, muß man ihn nothwendig erst zum ausgezeichneten, vortrefflichen Menschen erziehen, das heißt, alle ihm von der Natur verliehenen Anlagen zu einer Vollendung entfalten, deren sie irgend fähig sind. Er sollte, als

Mensch, zuerst angeleitet werden, Menschen als Seinesgleichen zu ehren, und die Lumpen des Bettlerknaben und seinen eigenen Putz als Nebendinge und Gaben des Zufalls betrachten. Er sollte daran gewöhnt werden, jedem Seinesgleichen durch Körperkraft, Geistesstärke und Gemüthsadel überlegen zu werden, und ein Fürst unter Menschen, auch ohne Krone zu seyn. Aber nicht durch Verzärtelung wird körperliche Kräftigkeit, von der die des Geistes nur zu sehr abhängig ist, befördert, sondern durch Abhärtung, Entbehrung und Uebung. Peter der Große ward Schiffszimmermann, Heinrich IV. kletterte barfuß mit seinen Gespielen an den Bergen von Bearn.

Der künftige Monarch soll nicht zum Gelehrten erzogen, aber sein Gedächtniß muß anhaltend und früh geübt werden; er ist nicht zum Schöngeist, auch nicht zum Philosophen bestimmt, aber sein Witz, sein Scharfsinn muß fortdauernd durch Aufgaben beschäftigt seyn. Er soll einst der freieste Mann seines Reichs seyn; darum muß er früh zur Selbstständigkeit, Mäßigung, Religiosität und Selbstbeherrschung gezogen werden. Er muß früh gewohnt werden, unabhängig von Allen, sich als Diener Aller anzusehen; Nichts für sich, Alles für Andere zu seyn und zu haben; vollkommen zu werden, um der Welt Vollkommenes leisten zu können.

Man fürchte doch nicht, daß der, welcher im Privatstande ein ausgezeichneter und herrlicher Mann wäre, auf dem Throne eine unbedeutende Rolle spielen würde, oder daß er bei der Thronbesteigung vergessen könnte, daß er Fürst sey. Dergleichen lernt sich leicht. Wir haben es an Napoleon erfahren. Oder waren andere aus dem Privatstande zur Regierung großer Staaten emporgestiegene Män=

ner, waren die Sully und Colbert, die Chatam und Pitt, die Bernstorf und Herzberg und Andere nicht vorzügliche Könige? — Große Staatsdiener waren sie! sagt man. Aber sollen Könige nicht große Staatsdiener seyn? Ist dies nicht, nach Friedrich's II. Erklärung des königlichen Berufs, ihr Beruf? Oder haben sie außerdem noch einen andern?

Weltgeschichtliche Epochen der Denkfreiheit.

Vor uralter Zeit hatte nur die Geistlichkeit Denk- und Sprechfreiheit, und zwar von Recht-, das heißt von Natur-wegen, weil sie vermuthlich es in der Kunst zu denken und zu sprechen am weitesten gebracht hatte. Was sie sprach und dachte, hieß göttlich. Sie nannte sich sehr bescheiden eine Dienerin Gottes; aber der Gott war eigentlich ihr gehorsamer Diener, weil er sich gefallen lassen mußte, zu Allem, was sie sprach, bei den Orakeln der Griechen und Römer, bei den Druiden u. s. w. den Namen zu leihen. Erster Zeitraum der Gesittung.

Nach diesem kamen die Könige und Fürsten zur Denk- und Sprechfreiheit, theils weil sie durch ihre Stellung dazu getrieben wurden, theils weil sie der hochwürdigen Geistlichkeit den Vortheil abgelauscht, und ihr in's Spiel gesehen hatten. Könige und Priester sprachen; die Völker

glaubten und schwiegen. Zweiter Zeitraum in der Geschichte der Ausbildung des Menschengeschlechts.

Dann wurden die reichen Landherren mündig, weil sie den Fürsten am nächsten standen, Priester Gottes, oder Räthe und Helden der Fürsten wurden, und also den Beruf zum Denken und Sprechen empfingen. So kam die Denk- und Sprechfreiheit auch an die Senate, an die Parlamente des Alterthums, an die Landstände der mittlern Zeit. Dritter Zeitraum in der Entwickelung der Nationen.

Weil die Priester nur dasjenige zu denken und zu sprechen pflegten, was ihnen zum Vortheil diente: so machten die Fürsten von der Denk- und Sprechfreiheit ähnlichen Gebrauch für sich selbst. Auf die Art entstand bald zwischen dem geistlichen und weltlichen Arm ein Gegensatz, der die Freiheit anbahnte. Das Mündigwerden der Landherren vermehrte die Freiheit; aber auch die Landstände dachten und sprachen nur für ihren Nutzen, für ihre Rechtsame am liebsten. Bis die Buchdrucker-Presse erfunden ward. Da maßten sich die Gelehrten von Handwerk eigenmächtig ebenfalls die Denk-, Sprech- und Preßfreiheit an, weil sie ihr Beruf an Kloster- oder Hochschulen antrieb, öffentliche Lehrer zu seyn. Vierter Zeitraum der Gesittung.

Die Gelehrten lehrten aber so wirksam, daß bald alles Volk zu Stadt und Land buchstabiren, lesen und sogar denken lernte. Bürger und Bauern bekümmerten sich nun auch um das, was außer ihren Zäunen und Ringmauern geschah. Man druckte und las Zeitungen. Es war erlaubt, von auswärtigen Staaten Alles zu melden; vom Inlande nur das, was löblich schien und gepriesen werden konnte. Man

gestattete neben dieser Art Preßfreiheit eine Art Denkfreiheit; aber die Sprechfreiheit des Volkes ward verpönt. Fünfter Zeitraum der Ausbildung der Völker.

Sobald aber das Kind nicht mehr verworren fühlt, sondern klare Gedanken zu fassen beginnt, will es auch sprechen. Das liegt in der Natur. So fingen auch die Völker an, mündig zu werden, und Jeder im Volk maßt sich Denk-, Sprech- und Preßfreiheit an, und will mitreden. Sechster Zeitraum seit Erschaffung des menschlichen Verstandes. Und am Beginn desselben stehen wir jetzt.

Viele Priester, viele Fürsten, viele Adeliche, viele Gelehrte von Handwerk finden diesen Zustand der Dinge sehr unnatürlich. Er muß doch aber wohl ganz natürlich seyn, weil er in der Natur und aus ihr hervorgegangen ist.

Einige wollten Denk- und Sprechfreiheit geradezu wieder abgestellt wissen, und die Völker sammt und sonders in's alte Testament zurückjagen, wo nur Könige, Propheten und Priester sprachen; oder gar in's Paradies, wo Jehova allein mit dem Menschen redete. Sie schlugen dazu Religionsedikte, Konkordate, Inquisitionen und dergleichen vortreffliche Hülfsmittel vor.

Die Gemäßigten fanden die Sache unausführbar, und meinten: Man müsse den Leuten wohl Denk- und Sprechfreiheit lassen, weil man ihnen doch den angebore-

nen Kopf nicht nehmen könne; aber Preßfreiheit gehöre nicht für sie. Die Leute hingegen behaupteten: Sprechfreiheit und Preßfreiheit wären einerlei; einerlei die Mittheilung der Gedanken durch den Hauch des Mundes, oder durch Schriftzüge auf Papier. Jede Censuranstalt sey ein obrigkeitliches „Hand vor dem Mund halten" gegen denjenigen, der reden wollte, und offenbarer Despotismus.

Die ewigen Parteien.

Die ungeheuern, zuweilen an's Fabelhafte streifenden Begebenheiten unsers Zeitalters sind wohl aus tiefern und heiligern und entferntern Quellen hervorgeströmt, als der große Haufe der Zeitgenossen ahnet oder glaubt, und der große Haufe der Staatsmänner in Rechnung bringt. An diese Quellen möcht' ich erinnern, weil in ihnen der Schlüssel zu vielen unbegreiflichen Räthseln der Zeit gefunden wird, und aus ihrem stillen Strömen der Gang zukünftiger Dinge erkannt werden mag.

Wir haben ohne Zweifel noch viele geheime Geschichten und Aufklärungen über den Ursprung und Fortschritt des großen Völker-Aufruhrs gegen Frankreichs Uebermacht und Gewaltsherrschaft zu erwarten. Es wird nicht fehlen, daß sich darin Viele das Verdienst am großen Heldenwerk unserer Tage zuschreiben. Die Schriftsteller, welche das Volk zur Selbstermannung begeisterten, werden

sagen: **Wir haben's gethan!** Die Völker, welche Gut und Blut heldensinnig für ihre und ihrer Fürsten Freiheit und Ehre aufopferten, werden sagen: **Wir!** Die Adelichen, die das Volk führten, oder die Umtriebe und Unterhandlungen in's Werk setzten, werden sich, dem Throne nahe stehend, brüsten: **Wir!** Zuletzt wird uns auch die Enthüllung der geheimsten Staats- und Fürstengeheimnisse nicht weiter führen in der Erkenntniß des Wahren. Denn diese geheimen Geschichten geben nur wieder Geschichten von unerklärten **Erscheinungen**; von Dingen, die in Raum und Zeit kommen und verschwinden; nicht von dem dahinter spielenden, Alles bewegenden, unsichtbaren Geist.

Der gemeine Haufe gleicht dem tauben Mann im Schauspielhause, welcher der Aufführung eines Meisterwerks beiwohnt, die Gestalten und Bewegungen von Aufzug zu Aufzug über die Bühne gleiten sieht, ohne den Geist des Dichters zu vernehmen. Zeichnet er auf, was er sah: so schreibt er eine Geschichte der Dinge, wie sie gewöhnlich geschrieben wird; verbindet er die Erscheinungen mit schöpferischer Kraft zu einem Ganzen, zeigt Ursachen und Wirkungen, so schreibt er eine sogenannte **pragmatische Geschichte**; stand der taube Zuschauer hinter den Coulissen und sah die Vorbereitungen der Spieler, so schreibt er sogar eine **geheime Geschichte**. Und doch hat der taube Mann das ganze Stück nicht verstanden.

Unsers Zeitalters Geschichte ist nur eine winzige Phrase im unendlichen Weltschauspiel, dessen Bühne der Erdball, dessen Darsteller die Menschheit in ihrer ungeheuern Entzweiung mit sich selber ist. — Wer die Phrase in ihrer rechten Bedeutung verstehen will, muß sie nicht aus dem ursprünglichen Zusammenhang herausreißen und daraus eine verstümmelte Einzelnheit machen. Er soll sie in Verbindung mit dem ganzen Stück denken.

Das Bild vom Baume der Erkenntniß des Guten und Bösen, welches an der Spitze von den ältesten, schriftlichen Urkunden des menschlichen Geschlechts steht, ist der weissagende Prolog des bis jetzt noch unvollendeten, sechstausendjährigen Weltschauspiels; Ueberschrift und Inhalt der gesammten nachfolgenden Geschichte der Sterblichen.

In der Erkenntniß des Guten und Bösen entzweite sich die Menschheit; sie ist noch heute getrennt. Ungeachtet ihrer Zwietracht ringt sie nach dem höchsten Gut, und ungeachtet des Widerstrebens von Millionen nähern sich diese dem Höhern, ohne es zu glauben.

Das Schlechteste auf Erden ist die Erde und was aus ihr kommt und sich zu ihr thierisch hinabneigt, als gewährte sie den rechten Genuß. Das Beste unter dem Himmel ist der Geist und was sich zum Göttlichen emporarbeitet. — — — Da stehen die uralten Kämpfer; immer dieselben seit Anbeginn, nur in verschiedenen Zeiten mit neuen Schilden, Fahnen, Farben und Namen. Da stehen gegen einander Kain und Abel, das goldene Kalb und die mosaische Gesetztafel; der athenische Pöbel mit dem Giftbecher und Sokrates; Kajaphas mit den Hefen Jerusalems und Christus Jesus am Kreuze; das Heidenthum und die Schaar

der Märtyrer; Gregor VII. und Kaiser Heinrich IV.; Papst Johann XXII. und Ludwig der Baier; Huß nebst Luther, und Leo X.; Leopold von Oesterreich, Philipp von Spanien, England; und die Schweizer, die Niederländer, die Nordamerikaner; das napoleonische Frankreich, und die bedrängten Europäer; les légitimes und los liberales.

Immer und immer war es der alte Kampf zwischen Leiblichem und Geistigem, Vergänglichem und Ewigem, so weit wir in die Völkergeschichten zurücksteigen können. Die Einen stritten für das Herkommen gegen die Erkenntniß des Bessern; die Andern für das ihnen Nützliche gegen das Allen Ersprießliche; die Andern für das irdische Recht des Vertrags, der Geburt, des Zufalls, gegen das ewige Recht, das in aller Menschen Vernunft offenbart ist. Man focht für Schurzfell und Chorrock, Stern und Inful, Geldsack und Stammbaum, gegen die reinern Begriffe von Religion, Wahrheit, Verdienst, Freiheit und Recht. Viele Kerker wurden gemauert, viele Scheiterhaufen angezündet, viele Schlachten geschlagen; aber die Idee, das Geistige, siegte jedesmal ob, selbst wenn die Verfechter desselben unterlagen. Wahrheit ist eine Flamme, welche auch das verzehrt, was man über sie hinstürzt, um sie zu ersticken, und die dann nur herrlicher lodert.

Die uralten Parteien dauern fort bis zur heutigen Stunde. Zu allen Zeiten gab es Menschen von höhern und reinern Gesinnungen und Bestrebungen, die den kurz-

sichtigen oder selbstsüchtigen Genossen des Jahrhunderts als Schwärmer, Tollhäusler, Ketzer oder Jakobiner vorkamen, wenn sie auch das Alles nicht waren. Die Zahl derselben war in ältesten Zeiten sehr klein; sie wuchs unter der Kraft griechischer und römischer Weisen; mehr noch durch die göttlichen Worte Jesu Christi, und fortschreitend von Jahrhundert zu Jahrhundert. Sie ist heute schon sehr achtbar, wenn schon, im Verhältnisse zu den an das Irdische klebenden Volksmassen, klein. Sie bildet heutiges Tages schon eine unsichtbare, durch alle Lande und Welttheile verbreitete Gemeinde; ihre Genossen verstehen einander, wo sie sich begegnen, ohne geheimes Wort und Zeichen. Sie haben alle, in verschiedenen Sprachen und verschiedenen Beziehungen, nur einerlei Sehnsucht. Das Vaterland, der bürgerliche Rang, die Kirche macht gar keinen Unterschied zwischen ihnen, wiewohl sie doch ihr Vaterland lieben, ihren Rang nicht hintansetzen, ihrer Kirche getreu sind. Sie kommen aus verschiedenen Schulen und bekennen sich doch zu einerlei Grundsätzen.

Was wollen sie?

Sie wollen wie in Deutschland, oder England, in der Schweiz oder Spanien, in Italien oder Frankreich, in Nord- oder Südamerika allezeit dasselbe: Herrschaft des gesunden Menschenverstandes; Grundsätze des ewigen Rechts und der Gerechtigkeit, anstatt der „Konvenienz-Politik"; Verhütung des militärischen Despotismus und der kirchlichen Priestermacht; den Frieden der Welt in den Rechten der Völker und ihrer Fürsten gegen andere begründet; keine Schooßkinder und keine Stiefkinder des Staats; Erleichterung des Drucks, unter welchem die Völker seufzen, durch Verminderung der Abgaben, durch weise Sparsamkeit und Nichtvergeudung der

öffentlichen Einnahmen an vornehme Nichtsthuer; Gesetzlichkeit statt Willkürlichkeit; Staatsverfassung statt Eigenmacht, Achtung der Volksstimme in des Volkes Angelegenheit; und überall weniger Politik, mehr Religiosität in öffentlichen Handlungen und Vorträgen.

Allein eben das ist wieder der neue Streit unter dem alten Baume der Erkenntniß des Guten und Bösen. Darum donnert man in Spanien gegen die Liberales, im britischen Parlament gegen die Oppositionspartei, in Deutschland gegen die, welche Landstände begehren, u. s. w. Da erscheinen mit triftigen Einwendungen die Feldherren und Hauptleute; die Finanziers und Einnehmer; die curia romana und Nunziaturen und Klöster; die Geburtsadelichen und Großzeremonienmeister; alle, die im Spiele, das gespielt wird, eine bequeme Stelle, eine gute Einnahme, einen artigen Titel und dergleichen zu wagen haben. Diese glauben für etwas Solides zu fechten, weil sie, um was sie streiten, mit Händen greifen können, und halten Jene für Phantasten, die für bloße Ideen hadern, oder für Bösewichte, die ihnen nach Geld, Amt und Titel trachten. Inzwischen nennt man die herrschenden Ideen, um welche gehadert wird, den Geist der Zeit. Und eben die Geschichte des Geistes, der die Zeit und die Massen des Raums bewegt, ist die wahre Geschichte des Innern der Begebenheiten.

So wie einst der nordamerikanische Freiheitskrieg, hat nachmals auch die französische Staatsumwälzung in Europa die lebendigste Theilnahme und Meinungsspaltung erregt. Diese Lebendigkeit kam wahrlich nicht daher, weil man die Amerikaner oder Franzosen persönlich liebte oder haßte; sondern weil in jenen Kriegen um jedes einzelnen Europäers unmittelbares Gut gekämpft ward, so daß jeder Streich, jenseit des Weltmeers oder Rheins geführt, auch das Herz des Mannes in den Alpen und Karpathen, an der Elbe und Tiber traf. Dies unmittelbare Gut jedes Sterblichen war sein vergängliches oder ewiges Recht, das er von der Welt oder von Gott hatte und ihm vom Herkommen oder von der gesunden Vernunft geheiligt war. Wenn Rußland und die Pforte um den Besitz der Bulgarei und Wallachei Schlachten um Schlachten liefern, regt sich Niemand. Wenn aber eine britische Flotte Kopenhagen bombardirt und Washington zerstört, zucken schon viele Millionen Herzen im Unwillen, nicht wegen des einstürzenden Gemäuers, sondern wegen eines zusammenstürzenden Rechtes.

Nie kam den deutschen Völkern in Sinn, gleich den Franzosen, Thron und Altar zu vernichten; aber das Gerechte kam ihnen in Sinn, was in Monarchieen wie in Freistaaten gelten sollte, und stand plötzlich vor ihrem Geiste. Die französische Republik, verabscheut durch die Greuel, welche sie geboren hatte, verschwand; aber die Ideen dessen, was gerecht und wahr ist und bleibt, die blieben in aller Völker Gemüth.

Dann übernahm Napoleon, als französischer Kaiser, die Rolle. Man bemerkte häufig, daß dieselben Personen, welche an Frankreich als Republik, auch an Frankreich als Kaiserthum lebhaften Antheil nahmen, weil sie von daher

das einwirkende Beispiel des Bessern, des Freisinnigen erwarteten. Es schien ihnen noch immer der große und heilige Kampf um die Idee, um den Krieg des Bessern oder Schlechtern. Man hatte z. B. gesehen, welche Staatsmänner, welche Heerführer Frankreich bloß an dem einzigen Tage erworben hatte, da es die Privilegien der Geburt aufhob, und den Fähigsten, nicht den Privilegirtesten an die wichtigsten Stellen setzte. Napoleon blendete lange; aber seine Gleißnerei ward von Tage zu Tage durchsichtiger. Kein hoher Gedanke der Menschheit begeisterte ihn, sondern eine ganz gemeine Leidenschaft. Da fiel Alles und Frankreich selbst ab. Er war zum Untergange reif. Gott winkte und seine Stunde schlug. Fürsten und Völker standen auf. In allen Ländern war Alles einig, ihn zu vernichten.

Das Werk ward vollbracht. Wer's vollbrachte, weiß die Welt und wird die Nachwelt wissen. Höflings-Intriguen thaten zur heiligen Sache nichts, als das Unheilige und Schlechte. Das Heilige wirkt heute noch fort, aber daneben aus dem Unheiligen auch das Heillose.

Dem Außenspiel nach schienen die alten Parteien vollkommen in einander aufgelöset und eins zu seyn; dem Innern oder Geistigen nach standen sie aber noch immer weit von einander. Napoleon war gefallen, aber das Recht noch nicht wieder auferstanden. Länder- und Völkerschaften wurden getheilt und verschenkt; die Cortes auf die Seite geschoben; die Klerisei sang Te Deum laudamus; Legitimität ward das Schiboleth, weil doch ein Wort seyn muß. Der Krieg mit den Franzosen abgethan, hebt die Fehde wieder mit den Begriffen an.

Die Parteien treiben ihr altes Spiel. Die einen fordern zu viel, die andern geben zu wenig. Die einen wollen der Menschheit Fittige ankleben, daß sie schneller dem Urbilde des Besten nahe komme, und verzweifeln über ihren Stillstand. Aber sie steht nicht still, so wenig als die Sonne, die Niemand von der Stelle rücken sieht und die doch ihren Lauf verrichtet. Die einen wollen Alles in's Alte zurückdrängen, und täuschen sich, wie unerfahrne Kinder im Nachen, die mit dem Ruder das Ufer zurückzustoßen glauben, während sie das Schifflein und sich vorwärts treiben.

Aber es ist ein schweres Ding, das herkömmliche Recht in Zeit und Raum zu versöhnen mit dem ewigen und allgemeinen Recht. Und dies ist die Aufgabe der Weltweisen auf den Thronen. Ich bewundere die Fürsten nicht, wenn sie, zu Gunsten von festerm Wohl ihrer Unterthanen, freiwillig von althergeerbten Rechten und Willküren aufopfern; aber ich bewundere sie, wenn sie sich vom Geschrei entgegenstrebender Parteien nicht verwirren oder ermüden lassen. Dies Geschrei ist die alte Dissonanz zwischen Politik und Moral; sie löset sich auch nirgends rein auf, als in der Religiosität des Gemüths.

Bei Thieren, thierischen und barbarischen Menschen ist die Religiosität, das heißt, die Beziehung alles Seyns auf Gott und Ewigkeit, nicht vorhanden; nur Instinkt und List oder Klugheit.

Bei Halbbarbaren gilt die Klugheit Alles in weltlichen Dingen, die Religion darin Nichts, sondern nur für das Leben nach dem Tode.

Bei Völkern, die auf höhern Bildungsstufen stehen, sogenannten civilisirten, streiten Moral und Politik um den Vorrang, und die Religion wird schon zu Hülfe genommen. Doch dient sie der Klugheit nur noch als Magd, bei Eiden, Verträgen, Friedens-, Kriegs- und Handelsbündnissen, entweder zur Ergänzung der Förmlichkeiten, oder zur Blendung der Völker.

Wenn die heilige Beziehung der Völker und Fürsten zu Gott, wenn ein religiöser Sinn dereinst die Verträge und Bündnisse schließt, und die Klugheit bloß, als Magd, dabei dient, dann wird die menschliche Gesellschaft einen Riesenschritt zur Selbstvollendung und dauerhaften Glückseligkeit gethan haben. Denn Klugheit hat auch die Bestie; Religiosität allein der höhere Mensch, als unsterbliches Wesen. Das Göttliche ist die Krone des Geisterthums.

Die Fürstenmenge in Grusien.

Ein alter preußischer General fluchte einst mörderlich, als er hörte, zwei Deserteurs seines Regiments, beides gemeine Soldaten, wären polnische Edelleute. „Straf' mich Gott!" schrie er: „Jeder Schlingel ist auch heut' zu Tage ein Edelmann." Er wußte nicht, was er sagte.

Das Schlimme ist, daß man heutiges Tages den Werth und Adel der Nationen nicht mehr nach der Anzahl ihrer Adelichen berechnet.

Vielleicht wenn ein Monarch bei guter Laune einmal sein ganzes Volk adelte, wäre Allem geholfen, der Unterschied verschwände, die Eifersucht hörte auf. Moritz von Kotzebue in seiner Reise nach Persien mit der russischen Gesandtschaft im Jahre 1817 erzählt, daß die Kaiserin Katharina die Gnade gehabt, einem jeden Edelmanne in Grusien den Fürstentitel beizulegen, so daß es da an manchem Orte beinahe mehr Fürsten, als Bauern, gebe. Der Reisebeschreiber gibt nebenbei zu verstehen, hätte die Kaiserin die allergnädigste Promotion unterlassen, würde Rußland auch einmal einige tausend Fürsten weniger haben. — Was hat denn aber Rußland daran verloren, daß es einmal auch einige tausend Fürsten zu viel hat?

Gesetz und Befehl.

Es hat irgendwo ein Schriftsteller, ich weiß nicht welcher, die Bemerkung gemacht, daß in unsern meisten heutigen Monarchieen das Volk nicht mehr gehörig Gesetze von Befehlen und Vollziehungsverordnungen unterscheiden könne, sondern diese ganz verschiedenen Dinge, wie gleichbedeutende, mit einander verwechsele.

In England, wo sich der gesunde Menschen= oder Volksverstand länger, als in vielen andern Gegenden, aufrecht erhielt, wußte man auch weit länger, das heißt weit früher und weit später, als anderer Orten, was ein Gesetz sey, und wie dem Gesetze selbst Fürsten unterworfen sind.

Prinz Heinrich (nachmals König Heinrich V.), Sohn des Königs Heinrich IV., hatte einen Bedienten, Kammerjunker oder desgleichen, der ihm, trotz mancher Kammerjunkerstreiche, sehr lieb war. Der Junker ward eines Tages vor dem höchsten Gerichtshofe (court of Kings-Bench) angeklagt und ohne Umstände verhaftet. Prinz Heinrich ärgerte sich, daß man so wenig Rücksicht auf Leute nehme, die zum Dienste seiner eigenen hohen Person gehörten, flog stracks zum Gerichtssaal und befahl, seinen Diener auf der Stelle in Freiheit zu setzen.

Sir William Gascoigne war Präsident des Gerichtshofes und antwortete: „Prinz, ich ehre Ihren Befehl, aber ich gehorche dem Gesetze. Ihr Diener ist verurtheilt. Wollen Sie ihn aus dem Kerker erretten, so wenden Sie

sich an den König, denn das Gesetz gibt dem Könige das Begnadigungsrecht."

Prinz Heinrich wollte den feinen Unterschied zwischen Befehl und Gesetz nicht verstehen, beharrte auf seinem Verlangen, wurde ungeberdig, schimpfte und drohte.

„Halt!" rief der Lord Präsident: „Prinz, Sie sind strafbar, weil Sie sich vergangen haben. Ich stehe hier im Namen des Gesetzes und an der Stelle des Souveräns, Ihres Vaters. In beiden Rücksichten sind Sie mir doppelten Gehorsam schuldig, Prinz! Ich befehle Ihnen demnach, von Ihrem Vorhaben abzustehen und Ihren künftigen Unterthanen ein besseres Beispiel der Ehrfurcht vor Gesetzen zu geben. Und wegen Verletzung dieser Ehrfurcht werden Sie sich den Augenblick in Gefangenschaft begeben, wo Sie so lange zu bleiben haben, bis der König Ihnen seinen höchsten Willen kund thun wird."

Seine königliche Hoheit stand vor der gesetzlichen Hoheit des Richters so verblüfft, daß er an die Umstehenden seinen Degen abgab, eine tiefe Verbeugung machte und sich, ohne ein Wort weiter zu sagen, in den Verhaft führen ließ.

Der König erfuhr den Vorfall. Die Höflinge waren im heiligen Zorn gegen die Anmaßungen des Richters. König Heinrich aber hob Hände und Augen gen Himmel und rief, wie im Entzücken: „O gütiger Gott, wie soll ich dir genug danken! Du gabst dem Lande einen Richter, der sich nicht fürchtet, streng gerecht zu seyn; und gabst mir einen Sohn, der nicht nur zu gehorchen versteht, sondern seinen Zorn selbst für die Pflicht des Gehorsams aufopfert!"

Nun standen die Höflinge verblüfft um den König, faßten sich aber bald und konnten die Rechtlichkeit ihres Herrn, die sie eine göttliche Gemüthshoheit nannten, nicht genug vergöttern.

Die vernagelten Canonen.

Ich liebe die Kriegslisten, die weltlichen wie die geistlichen. Denn weil die Kirche Krieg führt, muß sie auch Kriegslisten haben. Die weltlichen Herren haben Kanonen, die geistlichen Herren Canonen; das ist der ganze Unterschied. Die weltlichen vernageln, wenn es ihr Vortheil will, ihre Kanonen; die geistlichen können das auch. Wie denn? — Ich will ein Beispiel erzählen.

Alberoni, der berühmte Minister und Kardinal, wollte Bischof werden, aber kein Bischof in partibus, sondern er liebte, als gescheuter Mann, die Realitäten. Eine solche Realität war das Bisthum von Malaga, denn es trug neunzigtausend Livres Renten ein. Dafür kann man sich schon gefallen lassen, den Hirtenstab zu tragen. Der Papst schlug ihn also im Konsistorium vor, und Alberoni ward Bischof.

Allein Alberoni hatte zwar Lust zu den neunzigtausend Livres jährlich, doch nicht die mindeste, seine Ministerial-Allmacht in Madrid dafür aufzugeben und sich in Malaga mit Langeweile zu plagen. Er verlangte demnach von Sei-

ner Heiligkeit dem Papste Dispensation von der Pflicht, in Malaga residiren zu müssen.

Nun aber eine solche Dispensation zu ertheilen, war keinem gewissenhaften Manne, noch weniger dem Gebieter des Gewissensreiches, möglich zu geben. Jedes mit Seelsorge verbundene geistliche Amt, wie ein Bisthum, eine Pfarrei, legt die Verpflichtung auf, am Orte des Amtes zu wohnen, um des Amtes zu pflegen. Die Mehrheit der heiligen Väter auf der tridentinischen Kirchenversammlung hatte geurtheilt, die bischöflichen Pflichten wären durch göttliches Recht geboten, und hatte daher geradezu erklärt: „daß Bischöfe, die nicht in ihren Sprengeln wohnen, eine Todsünde begehen, und gehalten seyen, die Früchte ihres Bisthums (z. B. neunzigtausend Livres) zurückzuerstatten im Verhältnisse zur Länge ihrer Abwesenheit.“

Das war nun dem Papste, der es mit dem gewaltigen Minister Alberoni doch gar nicht gern verderben wollte, ein bitteres Ding. Er war jedoch viel zu gewissenhaft.

Folglich schlug er es dem Kardinal Alberoni rund ab und sagte: daß er dessen angebrachte Gründe nicht zureichend gefunden habe; daß er aus Liebe zu demselben schon so viel Noth und Trübsal erduldet habe, besonders wegen dessen Erhebung zur Kardinalswürde, daß er um keinen Preis mehr sein Gewissen beängstigen lassen wolle. Jedoch Alles, was er noch für ihn thun könne, wäre das Einzige: er wolle dem Kardinal Alberoni gestatten, sich jedes Jahr sechs Monate lang aus seinem Bisthumssprengel zu entfernen. Da nun die Canones der Kirchenversammlungen einem Bischof ebenfalls erlauben, sechs ihm beliebige Monate abwesend zu seyn: so machen das zusammen zwölf aus, wenn man sie gehörig vertheile.

„C'est bien enclouer les canons!“ (das heißt recht die Kanonen vernageln!) sagte der französische Gesandte am Madrider Hofe.

Die erste Büchercensur im alten Rom.

Im Jahr 778 Roms, das heißt im fünfundzwanzigsten Jahr unserer Zeitrechnung, da Tiberius, der Schändliche, die Herrschaft führte, wurde Cremutius Cordus vor Gericht gezogen, und zwar, wie Tacitus in seinen Jahrbüchern (4,24) sagt, eines jetzt zum ersten Mal erhörten Verbrechens wegen. Er hatte nämlich in seinen herausgegebenen Annalen den Brutus gelobt und Cassius den Letzten der Römer geheißen. Diese schriftstellerische Freiheit mußte wohl unter einem Tiber gerügt werden. Die Geschöpfe des verworfenen Sejan klagten den redlichen Cremutius an; und dieser vertheidigte sich, so finster auch Tiber blickte, ungefähr folgendermaßen:

„Mein Wort wird verklagt; so sehr ist meine That ohne Schuld. Doch auch jenes tastet nicht den Fürsten, nicht dessen Mutter an, die das Majestätsgesetz umschirmt; nein, man sagt, ich habe Brutus und Cassius gelobt, deren Thaten doch Keiner von allen, die ihrer erwähnten, ohne Ruhm ließ. — Lobte doch einst auch Livius, glänzend wie durch Geist, durch treue Anhänglichkeit, den Pompejus so sehr, daß Cäsar August ihn selbst einen Pompejaner

hieß, und doch störte dies ihr gutes Vernehmen nicht. Nirgends nannte er einen Scipio, einen Afrikanus, einen Cassius oder Brutus Meuchelmörder, oder Vatermörder, Namen, mit denen man sie heutiges Tages gern beschimpfen möchte, die Edeln! Pollio's Schriften bewahren ihr herrliches Andenken; Messala Corvinus nannte den Cassius seinen Imperator — aber dennoch behielten Beide ihr Vermögen, ihre Stellen! Als Cicero den Cato über Alles pries, antwortete ihm der Diktator Cäsar wahrlich auf andere Art; gewiß nicht vor Richtern. Antonius in seinen Briefen, Brutus in seinen Reden griffen den Augustus oft mit bittern, grundlosen Beschuldigungen an. Die Gedichte eines Bibaculus und Catullus wimmeln von Schmähungen auf die Kaiser — aber der göttliche Julius, der göttliche August duldeten es und unterdrückten das Alles nicht. Gleich bewundernswürdig, wie ihre Mäßigung, war ihre Klugheit. Denn verachtete Vorwürfe veralten: aber denen ihr zürnet, die scheinet ihr zu bestätigen.

„Ich mag nichts sagen von den Griechen, bei welchen nicht nur Freiheit, sondern sogar die Frechheit ungeahndet blieb; oder wenn einer rügte, so rügt er Worte mit Worten. Immer aber war es den Griechen frei, von denen zu reden, die der Tod dem Hasse und der Gunst entzogen. Wiegle ich denn mit Brutus und Cassius das Volk in den Versammlungen auf zum Bürgerkriege, zu den Waffen, zur Erneuerung der philippinischen Schlachtfelder? Siebenzig Jahre schon verschwunden, nur aus Bildsäulen noch bekannt, die selbst der Sieger nicht verstieß, behaupteten sie so einen Theil ihres Andenkens bei den Schriftstellern. Jedem gibt die Nachwelt sein Lob; und trifft mich Verdammung — es werden Andere kommen, die neben Cassius und Brutus dann auch meiner gedenken!“

So sprach Cremutius, ging aus dem Senat, des Todesurtheils gewiß, und endigte sein Leben durch Enthaltung aller Speise. Der feile Senat aber — ließ die Schriften des Cremutius verbrennen. Dennoch erhielten sie sich versteckt und wurden wieder herausgegeben.

Deshalb darf man, setzt Tacitus hinzu, der Thorheit derer lachen, die durch Macht der Gegenwart auch das Urtheil der Nachwelt bestechen zu können glauben! — Und ich möchte hinzufügen: Es mußte eben ein Tiber seyn, der die Censur erfand; und ein Papst, wie Alexander VI., durch Unzucht und Grausamkeit berüchtigt, gehörte dazu, sie, nach Erfindung der Buchdruckerkunst, in Europa wieder einzuführen und fester zu gestalten.

Kopf ohne Herz.

Herz ohne Kopf, man weiß es, bringt's in dieser Welt nirgends hin; Kopf ohne Herz etwas weiter, doch nie weit.

Es heißt zuweilen: „der und der ist der schlechteste Mensch unter der Sonne, aber ein Kopf ohne Gleichen; und solche Leute kann man in Geschäften brauchen; was fragt man da nach Gemüthsart?" — Wer so spricht, hat selbst kein Herz; und wäre er ein Staatsmann, so verstände er seine Kunst doch nur halb. Der schlaue, mönchisch-geschmeidige Mazarin z. B. hat nie die Achtung eines Mannes gewinnen können, der Sinn für ächte Größe hatte.

Als er aus Italien nach Frankreich kam, brachte er einen gewissen Menschen mit sich, Namens Emery, der alle Anlagen dazu hatte, ein größerer Geschäftsmann zu werden, als Mazarin selbst war; Witz und Scharfsinn zum Verwundern; Leichtigkeit in Behandlung der verwickeltsten Arbeiten; Geistesgegenwart, die nie übermannt ward; Vorhersagungsgabe, die selten oder nie fehl rechnete. Aber dieser Mensch war dabei ein Erzschurke, ohne Gefühl für Menschlichkeit, Wahrheit und Recht. Sein Gott war das Geld, und jeder Mensch für ihn so viel werth, als eine Gliederpuppe. „Desto besser für Hof und Staat!" wird Mancher denken. Ich aber glaube, desto schlimmer.

Emery war der Sohn eines ganz gemeinen Bauers im Sienischen; Mazarin brauchte ihn zu seinem Vor- und Nachläufer, überall, wo kein redlicher Mann sich brauchen ließ. Emery stieg von Amt zu Amt, und ward zuletzt Oberintendant der Finanzen. Keiner taugte besser zum Geldschmied, als er, denn alle Mittel waren ihm gleich. Er behandelte seine Nation wie einen Bienenstock, dem ein guter Oekonom jährlich den Honig so weit wegnimmt, daß nur eben zum Leben genug bleibt, um künftiges Jahr mehr zu bekommen. — „Possen mit euerm Gewäsch von Ehrlichkeit (bonne-foi)!" sagte Emery eines Tages, als ihm doch eine ehrliche Haut einmal etwas von Treue und Glauben sagen mochte. „Ehrlichkeit ist eine Tugend für Kaufleute; aber als Pflichtvergessene (prévoricateurs) soll man Staatsbeamte abstrafen, die sich unterstehen, daran in Geschäften des Königs zu denken."

Er war denn nach seiner Art auch gar nicht pflichtvergessen. Für Geld war ihm Alles feil. Er verkaufte Aem-

ter, Titel, Adelsbriefe und was man wollte. Um Geld zu beziehen, schuf er ganz neue Stellen, die zuweilen lächerlich genug waren. Er machte Ober-Reis-Wellen-Controleurs, geschworne Heuhändler, Weinausrufungs-Räthe u. dgl., hetzte Hof und Parlament gegen einander, und trieb einen Unfug, daß zuletzt Alles in Sturm gerieth.

Mazarin spürte wohl, es sey Zeit, den großen Staatsmann auf die Seite zu thun. Er nahm ihm seinen Posten und verbannte ihn auf seine Güter. Da starb der kluge Wicht, im Leben noch Zeuge einer Schande, die ihn im Tode nicht verließ. Er vergrub sich in größte Zurückgezogenheit; er starb, man weiß von dem Manne nicht einmal zu sagen, wann? Man nennt noch heute seinen Namen nur, um ihn zu schimpfen.

Anders denkt der Sekretär, anders der Papst.

Aeneas Sylvius Piccolomini war ein vortrefflicher Kopf; ein angenehmer Dichter, er empfing sogar die poetische Lorbeerkrone; ein guter Rechtsgelehrter, ein fleißiger Geschichtschreiber, ein gelehrter Theolog, und, was mehr, als Alles, sagen will, ein vorurtheilsfreier, helldenkender Kopf. Als Sekretär der berühmten Kirchenversammlung zu Basel im Jahr 1431 war er der eifrigste Vertheidiger des Ansehens der Koncilien gegen die Macht und Eigenmacht der Päpste. Keiner sprach wärmer,

keiner geschickter für die Freiheit und Rechte der Kirche, keiner bündiger gegen päpstlichen Despotismus.

Was geschah? Etliche zwanzig Jahre nachher wurde er selbst Papst. Die Welt erwartete von diesem hellen Kopfe große Reformen in Kirchensachen; man erwartete, er werde wenigstens seinem Jahrhundert werden, was Ganganelli dem achtzehnten werden wollte. Hochgespannt blickte die Christenheit zu Pius dem Zweiten empor.

Da erließ er 1460 eine Bulle, worin er alle Appellationen an ein Koncilium für null und nichtig, abscheulich und den heiligen Canons zuwider erklärte, und in einer andern Bulle von 1463 widerrief er alles, was er als Sekretär für das Baseler Koncilium geschrieben.

„Wir sind Menschen", sagte er, „Wir haben menschlich geirrt. Wir wollen nicht leugnen, daß Vieles, was Wir gesagt und geschrieben, verdammt werden könne. Wir haben gepredigt aus Verführung, wie Paulus, und aus Unwissenheit die Kirche Gottes verfolgt. Wir ahmen nun dem seligen Augustinus nach, welcher auch die irrigen Meinungen widerrief, die ihm in seinen Werken entschlüpft waren. Wir thun dasselbe. Wir bekennen unverhohlen unsere Irrthümer, aus Furcht, es möge das, was Wir in der Jugend geschrieben, irgend einmal dem heiligen Stuhl Nachtheil und Abbruch thun. Denn wenn es irgend Jemandem geziemt, die Größe und den Glanz des ersten Thrones der Kirche zu vertheidigen und zu erhalten: so geziemt dies Uns, den der gnadenreiche Gott aus bloßer Güte und Huld, ohne irgend ein Verdienst von Unserer Seite, zur Würde eines Statthalters Jesu Christi erhoben hat. Aus dieser Ursache nun warnen und ermahnen Wir euch in dem Herrn, allen jenen Schriften keinerlei Glauben bei-

zumessen, die auf irgend eine Art das Ansehen des apostolischen Stuhls kränken, und Gesinnungen begünstigen, welche die römische Kirche verwirft. Wenn ihr demnach etwas ihrer Lehre Widerstrebendes in Unsern „Dialogen" oder in Unsern „Briefen" oder in andern Unserer Werke findet, verachtet diese Meinungen, verwerfet sie; folget dem, was Wir euch jetzt sagen. Glaubet mir lieber jetzt, da ich betagt bin, als da ich noch ein Jüngling zu euch redete. Gebt einem souveränen Oberhirten geneigteres Gehör, als einem Partikular; verwerfet den Aeneas Sylvius, und folget Pius dem Zweiten!"

Europens Niedergang Amerika's Aufgang.*)

Auch ich, meine Herren, kann nicht anders, als mich dem geschehenen Antrage widersetzen. Die leisesten Beschränkungen freier Niederlassung europäischer Ankömmlinge, welche wir, außer vorhandenen allgemeinen Gesetzen, aufstellen würden, wären Grausamkeiten gegen die Unglücklichen, welche ihre alte Heimath verließen, um im Schooß unsers beglückten Freistaates Ruhe zu suchen; wären Verletzung aller Klugheit, die wir zum Emporheben des öffentlichen Wohlstandes vonnöthen haben.

Ich will hier keineswegs wiederholen, was schon von den Vortheilen gesagt ist, die der Anbau des Bodens, die Zunahme des Gewerbfleißes und die innere Stärke unsers Staates aus ungestörter Niederlassung der Ankömmlinge

---

*) Als der Verfasser die nachfolgende, freilich nie gehaltene, Rede im Jahr 1818 zuerst in einer Zeitschrift mittheilte, war es ihm darum zu thun, auf eine lebhafte und täuschende Weise zu zeigen, wie etwa ein Bürger Nordamerika's mit schlichtem Menschenverstande Leben und Treiben der Europäer beurtheilen würde, wenn derselbe, als Augenzeuge, bei seiner Heimkunft aus der alten Welt, zu Mitbürgern spräche.

ziehen. Ich will mich nur begnügen, die leere Furcht zu zerstreuen, welche der ehrenwerthe Herr äußerte, der vor mir redete und vielleicht Andern einflößte: daß allzu schnelles und übermäßiges Anschwellen der Bevölkerung unsern Sitten, unsern Verfassungen, unserer innern Ruhe gefährlich werden könne, weil die Zahl der neuen Einwohner gar bald die der ältern übermannen dürfte. Wozu denn eine Furcht, die noch durch die Erfahrungen keines einzigen amerikanischen Staates bestätigt ward? Wie lächerlich, daß wir vor Plagen der Uebervölkerung zittern sollen, wir, die wir noch um uns her unermeßliche, fruchtbare Einöden erblicken, deren jungfräuliche Erde kein Pflug berührt hat; wir in einem Lande, das kaum achtzig Seelen auf jede seiner Geviertmeilen rechnen kann!

Der ehrenwerthe Herr bildet sich zwar in der Fülle seiner Besorgnisse ein, der größere Theil europäischer Auswanderer bestehe aus Bettlern und Thunichtguten, oder aus Verbannten oder flüchtigen Empörern, Rebellen und Unzufriedenen, die allen Gesetzen den Krieg machen möchten; er nimmt daher auch keinen Anstand, sie insgesammt Auswürflinge des alten Welttheils zu nennen. Ich bin entgegengesetzter Meinung. Bettler bleiben in Europa zurück, weil sie zu derjenigen privilegirten Volksklasse gehören, die nur Steuern empfängt und keine entrichtet. Ueber das Weltmeer kommt kein Bettler; denn auch der Aermste, welcher die Ueberfahrt nicht zahlen kann, bringt Hände und Füße, statt des Kapitals, und zahlt damit vorerst seine Fracht, dann seine Kost. Und alle übrigen Personen, welche der ehrenwerthe Herr für Thunichtgute und Unzufriedene hält, sind nach meiner Meinung ungefähr solche Leute, wie wir seyn würden, wenn uns das Schick-

sal verurtheilt hätte, in Europa zu wohnen. Ich halte sie zum Theil für die edelsten Kinder des alten Welttheils, die entweder den gewaltsamen Zusammensturz des morschen Palastes fürchten, oder die Unbequemlichkeiten einer finstern gothischen Burg hassen, und ihr ein freies, leichtes Landhaus vorziehen. Ja, ich halte sie zum Theil für die in Europa gebornen Söhne Amerika's, welche, mit der Milch unserer Grundsätze gesäugt, Heimweh nach der fernen Mutter leiden. Sollen wir stiefbrüderlich diesen Söhnen Amerika's erschweren, sich an das Mutterherz zu legen?

Ich habe meine Ueberzeugungen nicht in Mariette oder Chelicotte gesammelt. Anderthalbjähriger Aufenthalt im alten Welttheil, wo ich einen Theil Englands, der Niederlande, Deutschlands, des Schweizerlandes und Frankreichs sah, belehrte mich, daß die Auswanderungen daselbst nothwendig fortdauern müssen; daß die wackersten und fleißigsten Menschen am innigsten wünschen müssen, diesseit des Weltmeers, unerreichbar den Steueredikten, Konkordaten, privilegirten Ständen, stehenden Armeen und politischen Kombinationen, in unangefochtener Sicherheit ihrer Menschenrechte zu leben. Mein Aufenthalt belehrte mich, daß Europa unheilbar elend sey, wie überhaupt das Alter, welches die unheilbarste aller Krankheiten ist; daß Europa s Niedergang Amerika's Aufgang werden müsse; daß die Natur nicht aufhöre, ihren großen Kreislauf der Dinge fortzusetzen; daß, wenn die Kultur einst aus Asien nach Europa überging, und hinter sich nichts als Sandwüsten und Barbaren zurückließ, eben so die höhere Veredlung unsers Geschlechts nun von Europa hinweg in unsern Welttheil einzieht, und nichts zurückläßt, als gothische, verhärtete Formen des Mittelalters in Feldern, die unter'm Fluch des Feudalwesens und Heerwesens und Kirchenwesens unfruchtbar bleiben müssen.

Noch ist der Eindruck, welchen Europa auf mich gemacht hat, zu frisch, und er ist nur mächtiger geworden, seit mein Fuß vor zwei Monaten wieder das freie amerikanische Ufer berührte. Es sey mir daher zur Berichtigung falscher Urtheile erlaubt, in dieser erlauchten Versammlung einige Folgerungen meiner Erfahrungen niederzulegen. Sie werden zugleich das beste Schutzwort für die künftigen Ansiedler seyn.

Uns Allen ist bekannt, wie Europa durch die bessern Grundsätze, welche im Anfang der französischen Staatsumwälzung laut zur Sprache gekommen waren, erst in eine Art geistiger Gährung versetzt, darauf in langen Kriegen unterjocht worden ist durch den Mann, der alle Verhältnisse, die er fand, zu Fußschemeln einer hartherzigen Eitelkeit machen wollte.

Man hat in Europa dicke Bücher über den Gang der französischen Staatsumwälzung und über die Ursachen geschrieben, welche beinahe einen ganzen Welttheil unter das Scepter jenes glücklichen Waghalses bringen konnten. Beinahe einen ganzen Welttheil, sage ich. Denn Großbritannien, wäre es nicht vom Meere beschützt worden, würde ohne Zweifel das Loos aller andern erfahren haben. Und ohne Moskau's Brand, und ohne den Frost jener russischen Nächte, würde Napoleon Asien bedroht haben.

Jeder, je nachdem er irgend einem Stande angehörte, nahm andere Ursachen des französischen Glücks und des europäischen Unglücks wahr. Die Soldaten schrieben es der verbesserten Taktik und Strategie der Franzosen, die Priester dem Verfall der Religion oder vielmehr der Verachtung ihres eigenen seelenhirtlichen Einflusses und Ansehens zu; die Adelichen dem Hochmuth der Bürgerlichen; die Politiker den

Staatsfehlern einzelner Höfe; den unzeitigen Friedensschlüssen und gegenseitigen Verräthereien.

Genug, Jeder betrachtete die großen Schicksale des Welttheils durch die Brille seines Handwerks. Könige und Völker blieben übel berathen. Denn bei aller erstaunlichen Gelehrsamkeit fehlte es, Sie werden es kaum glauben, den Europäern meistens am Besten, nämlich am schlichten, gesunden Menschenverstand. Wundern Sie sich nicht, meine Herren, wenn ich in gewissen Dingen den gesunden Menschenverstand der Bewohner eines ganzen Welttheils in Zweifel ziehe. Erinnern Sie sich, daß die gegenwärtigen politischen und kirchlichen Verhältnisse dieses Welttheils nur erst eine halbvollbrachte Loswindung von der Barbarei finsterer Zeitalter sey: daß dort in allen Ländern mehr oder weniger noch gewisse Begriffe, Stiftungen und Herkömmlichkeiten als ausgemachte Wahrheiten, als unabänderliche Bedürfnisse gelten, Sachen, die bei uns schon zu den Vorurtheilen gehören; daß mehr oder weniger sich alle Reiche Europens in ihren Formen und Begriffen verwandt sind; daß diese Formen und Vorstellungen durch eine tausendjährige Darangewöhnung und Weitervererbung auf's innigste mit der Denkart der Völker verwachsen sind; daß folglich weder Philosophie, noch gesunder, unbefangener Menschenverstand, beide im Grunde eins, ihr ursprüngliches Recht behaupten können. So wie es alten Leuten, auch wenn sie noch so gescheut sind, schwer fällt, sich von Schulbegriffen, angenommenen Systemen und Gewohnheiten ihrer Jugendzeit zu trennen, so ist dies ganzen Nationen noch weit schwerer.

Ich habe in Europa Soldaten und Priester, Staatsmänner, Adeliche und Bürgerliche gesprochen. Wie gesagt, Alle beurtheilten die Dinge nach Maßgabe ihres Berufs. Fragte

ich aber nach der Ursache ihrer Hauptursachen, fragte ich: woher die Ueberlegenheit der französischen Strategie und Taktik? woher die Spannung zwischen Bürgerlichen und Adelichen? woher die falsche Politik der Kabinette u. s. w.? so zuckte man die Achsel; so meinte man, die Frage führe zu weit; darüber ließen sich abermals dicke Bücher schreiben.

Schlichter Mutterwitz hat aber keiner Folianten vonnöthen, das zu erkennen, was vor den Augen aller Welt, die sehen will, offen liegt. Der gesunde Menschenverstand behauptete einige Jahre lang in Frankreich sein Recht mitten unter allen Ausschweifungen der Leidenschaften hohen und niedern Pöbels. Dadurch ward Frankreich mächtig. Man schaffte bloß die erblichen Vorrechte begünstigter Einzelnen, zu Gunsten einer ganzen Nation, ab, weil man endlich begriff, einem Volke von achtundzwanzig Millionen Menschen gebühren wohl dieselben Rechte, wie einzelnen seiner Glieder, die sich ihrer Vorrechte zum Schaden von achtundzwanzig Millionen erfreuten. Damit empfingen folglich alle Franzosen einerlei Recht vor Gericht, vor dem Thron, zu den Aemtern und im Heere; einerlei Verpflichtung zu den Staatsbedürfnissen und zur Vertheidigung des Reichs. Und weil auf diese Weise alle Franzosen ein Vaterland hatten, indem der Unterschied von Schooßkindern und Stiefkindern desselben verschwunden war, hatten sie alle gegen auswärtige Feinde auch etwas mehr zu vertheidigen, als eine Ministerialgrille. Darum fochten sie mit jener unbezwingbaren Begeisterung, die man nicht bei den Andern durch den hohlen Namen des Ruhms, durch Ordensbänder, durch Branntwein, durch Stockschläge erkünsteln konnte. Darum hatten sie an der Spitze ihrer Brigaden und Kriegsheere nicht die altadelichsten, aber die tapfersten und geistreichsten Heerführer; in ihrer Staatsverwaltung die feinsten und kenntnißvollsten Be-

amten, weil Kenntniß, Verdienst und Talent nur, aber nicht Stammbaum und Anciennetät, zu den wichtigsten Geschäften brauchbar machten. Diese vortrefflichen Geister vervollkommneten natürlich, was sie berührten, und schufen ihrer Nation jene Ueberlegenheit, welche der Klügere allezeit über den Minderklugen zu haben pflegt.

Die meisten andern Länder des Welttheils dagegen blieben dem Herkömmlichen getreu. Sie gedachten dessen, was ihre Väter gewesen, nicht was sie seyn sollten. Der Traum von einer glänzenden Vergangenheit ist oft der gefährlichste eines Staatsmannes und eines Volkes. Es blieben die Nationen ohne wahre Begeisterung zum Kampf; die Ministerien voller Männer, wie sie Geburt und Zufall gemacht hatte; die Heere von Feldherren geführt, die durch Herkunft zum Befehl geboren, durch Dienstalter befördert, im Kamaschendienst erzogen waren.

Das Alles sah das Auge des gesunden Menschenverstandes; aber sein Mund mußte schweigen. So weit ging die Verhärtung der Europäer in ihren Vorurtheilen, daß sie den Zusammenhang der natürlichsten Ursachen mit ihren natürlichsten Wirkungen nicht begriffen; daß sie jeden, der hell über das Chaos der barbarischen Formen hinwegsah, für einen närrischen Träumer oder für ein jakobinisches Ungeheuer hielten. Ich selbst hätte für Beides gegolten, wenn ich nicht Amerikaner gewesen wäre. Darum ward mir verziehen, weil man uns für halbe Wilde oder zusammengelaufenes Volk hält, dem es noch an wahrer Kunst und Ausfeilung des gesellschaftlichen Zustandes fehlt.

Auch Frankreichs Ueberlegenheit hörte endlich wieder auf, sobald Bonaparte im Weihrauchdampf der Schmeichelei den gesunden Menschenverstand verlor; als er nicht mehr dem

Staate, sondern als der Staat ihm diente; als er in die mürbe Politik der Europäer zurückging; als er neuen Adel machte, alten hervorsuchte, Konkordate und Hofalliancen schloß und vor Mesalliancen erschrak. Von dem an waren der Geist des Volkes und der seinige verschieden; stand er, als Sohn der Revolution, mit den bessern Grundsätzen derselben eben sowohl im Widerspruch, wie als Großkaiser mit den Herkömmlichkeiten der übrigen Europäer. Er konnte nicht Beiden dienen, noch weniger Beider Herr seyn. Von da an ergriff er nur halbe Maßregeln. So riesenhaft diese auch zuweilen schienen, blieben sie doch nur halbe, weil sie nicht mehr dem Ganzen und dem gesunden Mutterwitz gemäß waren. Er stand zuletzt einzeln, wie der Selbstsüchtige immer steht. Er konnte sich nur durch Gewaltsmittel aufrecht halten, das heißt: er ward höchst schwach, selbst an der Spitze seiner Heere schwach, weil diese nicht mehr aus eigenem Interesse, sondern als seine Automaten fochten, für fremde Plane und Launen. Eine Regentenlaune, ein Ministerialplan hat wahrhaftig wenig Begeisterndes an sich.

Umgekehrt war dagegen während des allgemeinen Elendes in Europa ein anderer Geist erwacht. Denn in der Noth vergißt sich Etikette, Konvenienz und Herkommen. Richtiger Verstand behauptet sein Recht, wenn alte Uebung nicht mehr aushilft. Die Minister der Höfe begriffen endlich, man müsse zusammenhalten. In den Heeren hatten sich während der langen Kriege endlich einzelne geistvolle Männer aufgeschwungen. Die Völker wußten endlich, wofür sie zu kämpfen hatten, da man ihnen fast nichts mehr, als die Augen zum Weinen, gelassen hatte. Man schmeichelte dem Bürgerstand; dieser redete lauter. Vom Throne herab sprach man endlich herzlicher. Regenten und Regierte hatten endlich nur ein und dasselbe Interesse. Man wartete den ge-

legenen Augenblick zur Selbstthätigkeit ab. Er kam. Die Völkerschaften, zumal des nördlichen Deutschlands, standen auf. Ihre Bewegung lockte die andern. Die Höfe folgten; manche mit Furcht und Zittern. Es war ein großes Auffahren. So mußte Napoleon untergehen; er war nicht mehr zu retten. Er hatte sich selbst den Stab gebrochen. Alles war Naturnothwendigkeit. Sie zu verstehen, thun keine Folianten noth.

Als ich nach Europa kam, war England noch im vollen Siegerstolz; Deutschland im freudigen Taumel; Frankreich von Unglücksfällen betäubt und verwirrt. Es war ein seltenes und seltsames Schauspiel. Das ganze Verhältniß von vorher war wie auf den Kopf gestellt; das unterjochte Europa siegend, das siegreiche Frankreich unterjocht. Im altväterischen Europa ertönte, wie vormals in Frankreich, die Sprache der lautern Vernunft; in Frankreich hingegen riefen die zurückgekehrten Emigranten das alte Herkommen, die alten Privilegien, die alte gute Zeit zurück. Ein Jahr reicht hin zur Reform von Gebräuchen, kein Jahrhundert zur Reform eines Volks. Im übrigen Europa schien man plötzlich Alles gelernt, in Frankreich Alles verlernt zu haben. Hier kamen plötzlich alte und neue Ducs und Pairs, Baronen, Ritter, Prälaten, die sich wieder Rang und Schritt streitig machten; das Volk sollte wieder allein dienstbar, die allein seligmachende Kirche wieder allein mächtig werden. Napoleon hatte gut vorgearbeitet; die Sache ging desto leichter. Im übrigen Europa hinwieder sprach zu eben der Zeit ein freierer Geist. Nicht Adel, nicht Klerus, sondern Weisheit des Monarchen und Vertrauen des Volkes sind die besten Thronstützen. Das fühlte Jeder. Man redete und schrieb ehrlicher, denn jemals, über öffentliche Angelegenheiten. Während die Franzosen im Sack und in der Asche den Todestag

Ludwigs XVI. begingen, feierten die Deutschen den Tag der Leipziger Schlacht. Rußland stiftete den heiligen Bund, der alle Häupter der christlichen Welt in Europa zu einer Bruderfamilie, zum ewigen Frieden vereinen sollte. Von England aus ging die Idee, die afrikanischen Seeräuber zu zähmen. Man sprach von neuen Staatsverfassungen; von der Gleichheit in bürgerlichen Lasten und Genüssen; von Repräsentativsystemen der Monarchien; von Entfernung des päpstlichen Einflusses u. s. w. Man hätte schwören sollen, es komme die goldene Zeit.

Inzwischen irrte man sich. Es blieb bei den wilden Wehen. Schon der Gang des Wiener Kongresses eignete sich, Viele vom Rausche überspannter Erwartungen zur Nüchternheit zurückzuleiten. Die Fortdauer der ungeheuern Auflagen und stehenden Heere mitten im Frieden mäßigte das Entzücken der Engländer. Die Versöhnlichkeit des britischen Kabinets mit den Barbaresken nach Viscount Exmouths vor Algier erfochtenem Siege lehrte, wie wenig von Sidney Smiths Planen und dem gewünschten Verein der Seemächte gegen die Raubstaaten zu hoffen sey. Auch die Deutschen, einst die begeistertsten von allen, lernten sich, während der bedächtigen Verhandlungen eines von ihren Fürsten gehaltenen Bundestages zu Frankfurt, in Geduld üben.

Dieser Gang der Dinge ließ sich voraussehen; denn die Wunder des alten Testaments geschehen nicht mehr. So lange die Stadt brennt, stellt man Ceremoniel und Titulatur und Etikette ein; man hilft oder flieht. Der Klügste oder Stärkste ist dann der Liebste. Stehen aber die Häuser wieder am alten Platz, stehen auch die Menschen wieder

auf den alten Füßen. Der Herr Graf sieht verächtlich im Vorbeigehen den handfesten Handwerksmann, der ihm den Palast rettete; und das gnädige Fräulein schämt sich in der Seele, den braven Bauersmann mit beiden Armen umschlungen zu haben, der sie aus den Flammen trug. Die Ordnung ist wieder hergestellt, nicht in der Natur, sondern der Kunst und Verkünstelung; die alte Sitte gilt wieder, nicht das unverdorbene Sittlichkeitsgefühl und ewige Recht.

So war's in Europa. Nach der Umwälzung hatte man eine Rückwälzung gemacht. Alles bequemte sich in's alte Geleis. Der Vortheil der Gesammtheit ward über den Vortheil der Einzelnen vergessen; der allgemeine Nutzen über den Eigennutz; das Große über das Kleine. Wie konnt' es anders seyn? Die europäische Denkweise, in die Begriffe und Ueberbleibsel einer altfränkischen Vorwelt eng verwachsen und versponnen, konnte unmöglich die Fäden alle zerreißen, mit denen sie an der gewohnten Umgebung hing. Stoßet einen betagten Mönch aus dem Kloster: er wird entweder aus Gram über seine Freiheit sterben, oder die ganze Welt für ein Kloster ansehen. So blieb's, nicht wie es war, sondern wie es gewesen. Die erblichen Stände sonderten sich wieder gebührend von einander. Männer, in der Sturmzeit durch eigene Kraft ausgezeichnet und gehoben, hießen und blieben Glücksritter und Emporkömmlinge, oder man erfand ihnen, aus übermäßiger Gnade, und den Formen nichts zu vergeben, Ahnen und Stammbäume; die Spanier jagten ihre Liberales fort, nahmen die Jesuiten in's Land und die Inquisition dazu; die Italiener sangen und trillerten wieder; der Vatikan donnerte wieder und gab Kirchengesetze. In England blieb's beim Schreien und Boxen; in Deutschland beim Lesen und Schreiben.

So sah ich den alten Welttheil. Dürfen wir uns wundern, wenn dort Tausende und Tausende wohnen, welche durch die Umwälzungen und Rückwälzungen höchst unglücklich geworden sind? Dürfen wir uns wundern, wenn dort Tausende klagen, die den größten Theil ihres Vermögens verloren oder für eine ihnen heilige Sache aufgeopfert hatten, und nun zur Unterhaltung von stehenden Heeren, von prächtigen Höflingen, von müssigen Abteien und Klöstern über Vermögen steuern müssen, während Andere privilegirt sind? Dürfen wir uns wundern, wenn dort Tausende Hunger leiden, und wegen Uebervölkerung jammern, während Majorate, Fideikommisse, geistliche Korporationen im Besitz unermeßlicher Ländereien sind, die für den Glanz weniger Menschen unveräußerlich daliegen? Dürfen wir uns wundern, wenn der Menschenverstand, bei Tausenden erwacht, und zwischen willkürliche Schranken eingeklemmt, sich wie der lebensfrohe Noviz aus dem Kloster hinwegsehnt? Dürfen wir uns wundern, daß Auswanderungen nach Amerika immerdar fortdauern, ja immer mehr zunehmen müssen, wie das Mißverhältniß zwischen der Einsicht dessen, was seyn sollte, und dem Mißwerke, welches dasteht? So wollen wir denn, meine Herren, keinen Augenblick anstehen, die Ankömmlinge aus dem alten Welttheil mit offenen Armen zu empfangen; denn sie kommen deswegen, weswegen wir hier sind. Sie sind die europäischen Amerikaner. Als die Osmanen nach Griechenland gekommen waren, wanderten die Wissenschaften, Künste und Gewerbe über Meer nach Italien und in's Abendland. Was geschieht, ist Naturnothwendigkeit.

Ich wünschte Redner genug zu seyn, um Ihnen, meine Herren, das Gefühl lebendig zu machen, welches mich, so

lange ich auf europäischem Boden wanderte, fast beständig drückte, weil sich mir beständig daselbst das umgekehrte Verhältniß unsers Zustandes zur Schau stellte. Denn bei uns gilt der Mensch, was er in sich werth ist; bei den Europäern nur nach dem eingebildeten Werth, welchen ihm sein äußeres Gepräge aufstempelt. Bei uns genießen diejenigen das höchste Ansehen, welche als gute Landwirthe Andern zum Muster dienen, als Gewerbsleute großes Vermögen sammelten, als Staatsmänner und Gesetzgeber weise Einrichtungen trafen. Wir sind keineswegs undankbar gegen die Tapfern, welche durch Muth und Klugheit unsere Freiheit beschützten. Aber ein Penn, ein Washington, ein Franklin und Alle, die sich um Werke des Friedens, um Anbau des Bodens, um öffentlichen Wohlstand verdient machten, werden billig höher gepriesen, als alle unsere Helden, deren wir doch im Freiheitskriege nie Mangel hatten, nie Mangel haben werden.

In Europa hingegen ist's, wie im Lande der Wilden, unserer Nachbarn, wo der beste Krieger der größte Mann ist. Alles wird dort vom Kriege her und für den Krieg berechnet. Zur Einquartierung der Soldaten sind die Häuser der Städte und Dörfer benummert; zur Ergänzung des Heeres sind die Reiche im Innern eingetheilt; zur Bestreitung der Unkosten werden die Steuern erhoben. Nicht den Erfindern nützlicher Dinge, nicht Gesetzgebern und Weisen, sondern rühmlich gefallenen Soldaten und glücklichen Generalen, werden öffentliche Denkmale gesetzt. Die Fürsten gehen am liebsten in Soldatenuniformen, und Generale stehen den Königen näher, als die Weisesten der Nation. Bei vielen Völkern wird der Rang des bürgerlichen Beamten nach dem Maßstabe der Militärstufen bestimmt. Und der

Zweikampf, der Ueberrest des tollen Faustrechts aus dem Mittelalter, der bei uns unehrlich und jedes Amtes verlustig macht, wird dort noch Ehrensache genannt. Selbst die Gelehrten, die Dichter, die Geschichtschreiber, meistens vom Ruß ihres Zeitalters geschwärzt, schildern die Kriegsthaten ihrer Nation glänzender, als Alles, als wäre der Ruhm des Zerstörens dem des Erbauens vorzuziehen.

Wirklich haben die Fürsten in jenem Welttheil nöthig, das meiste Gewicht auf den Krieg zu legen, und selbst den Frieden nur wegen des Krieges zu schätzen. Denn bei der in Europa herrschenden Verwirrung oder Verkehrtheit der Begriffe, wo das Natürliche und Gerechte Träumerei und Hirngespinnst heißt, und das Naturwidrigste durch Herkommen gesegnet und geadelt wird, muß auch nicht Frieden, sondern Krieg der herrschende Zustand seyn. Wie wäre es anders möglich? Alles Naturwidrige ist ja immer Empörung wider sich selbst; muß ja ewigen Zwiespalt im Innern der Reiche und der Staaten gegen Staaten zur Folge haben. Diese ewigen Kriege tragen nicht wenig zur Beförderung der Länderschulden, Auflagen und Auswanderungen bei; und dem Elende der Europäer ist kein Ende abzusehen, weil jedes Ereigniß sie in neue Spannungen setzt, und jeder Friedensschluß den Zunder für neue Kriegsflammen gibt.

Die vornehmsten Mächte Europa's sind England und Rußland; England, weil es den meisten Reichthum, Rußland, weil es den wenigsten, aber dagegen Krieger hat, die auf den Wink gehen und nicht kostspielig sind. Beide Mächte werden, was sie sind, auch am längsten bleiben, aus dem einfachen Grunde, weil England durch

den Ocean und seine Flotten, Rußland durch das rauhe Klima und seine Wüsten geschützt ist. Diese Vortheile hat kein anderes Land. Daher vermochte selbst der Allesbezwinger Napoleon nichts gegen Großbritannien, und ging es ihm bei Moskau, wie seinem Vorgänger Karl XII. aus Schweden bei Pultawa. Nur wer stark und dabei unangreifbar ist, mag unüberwindlich heißen. Die übrigen Mächte Europens sind es nicht; selbst Frankreich war es nie, weil es leicht, bei aller Stärke, angreifbar blieb.

England und Rußland werden aufhören zu seyn, was sie sind, sobald England arm und Rußland reich wird; dann besitzt England keine Kolonien, folglich keinen Welthandel, folglich keine Flotten mehr. Dann hat Rußland keine Wüsten mehr, folglich größere Bevölkerung, habliche, gesittete, gewerbige Leute, und der Krieg wird ihm kostbarer. England und Rußland gehen unaufhaltsam dem Gipfel ihrer Größe, das heißt, ihrem politischen Untergange zu. Denn Großbritannien ist nur stark und reich durch seine starken und reichen Kolonien; sind diese zur Selbstständigkeit reif, so schüttelt der erste Windstoß die Früchte vom Baum. So fielen wir ab. So fällt Südamerika vom verarmenden Spanien ab. Wird einst Rußland hinlänglich bevölkert und angebaut seyn, so hört es auf, als bloßer Staat dazustehen. Es wird ein Weltreich. Weltreiche sind von keiner Dauer, weil gewöhnliche Regenten nicht fähig sind, sie zusammenzuhalten. Außerordentliche Regenten, die man „die Großen" nennt, sind aber, zum Glück der Welt, eben so selten, als unerwünschbar. Europa wird noch lange von jenen beiden Staaten Gesetze empfangen. Wir Amerikaner haben sie nicht zu

fürchten, weil wir die Vortheile von beiden in uns vereinigen. Uns beschützen Weltmeere, Küsten und Flotten, wie England; und ungeheure Einöden uns, wie Rußland. Es ist lächerlich, Amerika mit europäischen Mächten schrecken zu wollen! Unser furchtbarster Feind schläft noch in den Wäldern unserer Einöden. Er wird, wenn diese ausgelichtet sind, mit dem allgemeinen Luxus eines vollblütigen Lebens erwachen. Vielleicht nach einigen Tausend Jahren haben wir die Freiheit verloren. Ueberlassen wir aber diesen Kummer den Urenkeln unserer Urenkel. Alles unter'm Himmel stirbt den Alterstod, zuletzt der Erdball selbst.

Es dauert nicht mehr lange, meine Herren, und es wird zwischen den beiden Hauptmächten des alten Welttheils, zwischen dem britischen und russischen Reich, eine polarische Spannung sichtbar werden, die in der ganzen Kette der zwischen ihnen liegenden Staaten empfunden werden muß. Von diesen letztern Staaten sind Frankreich, Oesterreich und Preußen die bedeutendern. In diesem Augenblick ist durch den Sturz des Riesen Napoleon noch der Schwerpunkt europäischer Politik gänzlich verrückt. Frankreich neigt zu England; Oesterreich und Preußen zu Rußland. In Kurzem wird Frankreich wieder nothwendig mit Rußland gegen Britannien, wird Preußen und Oesterreich mit England gegen Rußland gewendet stehen. Spanien, Portugal, Dänemark und Schweden sind von der alten Höhe gefallen. Spanien kann nur im Schooße der Armuth wiedergeboren werden.

Die Spannung europäischer Politik im Großen wiederholt sich unter allen einzelnen Völkern und Völkerschaf-

ten des alten Welttheils gegen einander im Kleinen; von Nachbar zu Nachbar. Die Europäer kennen sich unter einander viel zu gut. Daher traut Keiner dem Andern. Die Unnatur ist zu groß. Es wäre leicht Allen geholfen. Dazu würde keine große Weisheit gehören, sondern gute Gesinnung, reiner Beweggrund in Allem, und gesunder Menschenverstand über Alles. Daran gebricht's. Der Stärkere verschlingt die Rechte des Schwächern, und man verlangt doch gegenseitiges Vertrauen. Man vertheilt Länder und Völkerschaften, wie stumme Heerden, und verlangt Ehrfurcht für das Völkerrecht. Man tauscht gegenseitig große Landstriche und Unterthanen, nach Köpfen gezählt, aus, und verlangt doch Anhänglichkeit und Treue derselben. Man schreibt, ohne das Volk zu hören, Auflagen und Gesetze aus, verringert dem Einzelnen damit den Genuß seines Eigenthums und Rechts, und fordert Vaterlandsliebe. Man besoldet stehende Heere zum Schutze des Landes, und fordert im Kriege das Land selbst auf, sich zu vertheidigen, weil die stehenden Heere nicht hinreichen. Man scheidet die Bewohner der Reiche in unvermischbare Kasten, wie Hindus, in hohen Adel, niedern Adel, Bürgerstand und Bauern. Schwierig ist's, von einer Kaste in die andere überzugehen. Heirathen aus der einen in die andere sind für die höhere entehrend. Jede hat ihren bleibenden Geschäftskreis. Dem hohen Adel gehören die höchsten weltlichen und kirchlichen, dem niedern die untern Stellen; Bürgern und Bauern bleiben die geringern Aemter, Gewerbe und allenfalls Betrieb von Künsten und Wissenschaften. Dennoch fordert man Eintracht und Gemeinsinn.

Der nordamerikanische Bürger, steht er auf europäischem Boden, fühlt sich wegen dessen, was er hat und ist

und spricht, und als Christ glaubt, in peinlicher Beklemmung. Denn Alles ist vorgeschrieben, abgemessen, zugewogen, geregelt, wie in China. Man weiß nicht immer, wenn man fehlt! Denn in manchen Ländern sind so zahllose Gesetze und Verordnungen, daß selbst die, welche sie gaben, oder vollziehen sollen, nicht alle kennen; geschweige die, welche gehorchen müssen. Ich übertreibe nichts. Hören Sie das Zeugniß der bei uns einwandernden Europäer. Jeder wird von seinem Geburtslande Unglaubliches melden.

Noch habe ich nichts vom europäischen Religionszwang gesprochen. Bei uns bekennt sich Jeder ungehindert zu dem Glauben; welchen er für wahr, oder seinem Gemüth entsprechend, hält. In Europa ist dies verboten. Bei uns vereinigen sich die Glaubensgenossen jeder Art für ihre Kirche, sie ernennen ihre Lehrer. In Europa wird ihnen gegeben. Die katholische und protestantische Kirche liegen noch allezeit im heimlichen Streit mit einander. Die katholischen Fürsten streben nur schüchtern nach größerer Unabhängigkeit vom Papst. Dieser sagte in einer Bulle vom Jahre 1809 unverholen: Mögen die Fürsten endlich einsehen, daß sie unserer Herrschaft und unserm Throne unterworfen sind durch das Gesetz Christi! — Sie werden auch dies unglaublich finden, meine Herren; aber dennoch ist dem also.

Ich fürchte durch allzugroße Umständlichkeit Ihre Geduld zu ermüden. Aber ich denke genug gesagt zu haben, um begreiflich zu machen, wer es sey, der von Europa her zu uns einwandert. Es sind keine Thunichtgute, keine Auswürflinge. Ich zweifle nicht, jeder von uns würde,

hielten ihn nicht stärkere Fesseln, den alten Welttheil verlassen, um fern von endlosen Krieges- und Friedensplagen, ganz seiner Person, seiner Familie, seines Eigenthums, seiner Freiheit, seiner Meinung, seines Urtheils, seiner politischen und religiösen Ueberzeugung froh zu werden. Ich zweifle nicht, und wiederhole es, die Auswanderungen der Europäer werden fortdauern und wachsen; denn die Ursachen vervielfältigen sich, je mehr der Kulturstand der Nationen mit ihren uralten Institutionen in Widerspruch und Entzweiung geräth.

In Frankreich ist die meiste Lichtmasse, wenigstens ist sie hier am meisten erwärmend in das Wesen der Volksmasse übergegangen. In Großbritannien und Irland nicht minder. Daher werden die Gährungen hier am lebhaftesten bleiben. Frankreichs Genius wird die gothischen Begriffe des zurückgekehrten Adels und Klerus von sich ausscheiden; der Geist der Nation den Geist der Regierung durchdringen, und Frankreich dadurch in kurzer Zeit wieder die verlorene Ueberlegenheit gegen die Rechte des festen Landes zurückgewinnen. In Frankreich sind nicht bessere Köpfe, als in Spanien, Deutschland und Italien; aber die bessern Köpfe haben offenere Wege, an die Spitze der Geschäftsverwaltung, der Armeen und Gesetzgebung zu gelangen. Anderwärts verrammeln Klerus und Adel die Wege. Dadurch werden anderwärts die Fürsten in demselben Verhältniß schwach, wie sie auf gleiche Weise vorzeiten stark gewesen sind.

Die Regierungsformen sind nur Formen; der Regierungsgeist ist die Hauptsache. Wie dieser aber wenig gekannt ist, hadert man viel um jene. Republikanische oder

monarchische Formen, auf sie kommt wenig an. In Europa sind noch einige Republiken; sie sind den Monarchien durchaus nicht gefährlich. Formen bestreiten die Formen nicht; nur Geist den Geist. Das Schweizerland ist republikanisch, harmlos, unschuldig. Die Schweizer haben nicht die Freiheit, wie wir. Darum wandern Viele aus, weil die politischen Institutionen ihrer Republiken mehr künstlich, als natürlich sind. Wir haben den Vortheil der Jugend voraus; sie haben den Nachtheil des Alters. Bei uns ist das Urtheil frei, bei ihnen das Vorurtheil. Bei uns gilt das reine Recht, bei ihnen statt dessen das Herkommen. Wir führen nach unsern und des Jahrhunderts Bedürfnissen ein neues Gebäude auf; sie müssen sich in das Wesen eines alten Hauses fügen, das nicht für sie gebaut war, sondern für Leute von anderm Geschmack, andern Bedürfnissen und andern Begriffen.

Wir haben von den einwandernden Europäern nichts zu befürchten, so lange sie, verfolgt vom Unglück und Unwesen ihres alten Welttheils, zu uns herüber kommen, aber nicht aus Uebermuth. Sollten sie einst kommen, durch bloßen Golddurst getrieben, mit vermessenen Spekulationen und angefüllt mit europäischen Thorheiten, um diese bei uns gültig zu machen; sollten sie einst kommen, um mit ihrem Fanatismus Andersglaubende zu verketzern und die heilige Freiheit der Andacht und religiöser Ueberzeugungen zu beeinträchtigen; sollten sie einst kommen, bei uns, wie bei sich, die Preßfreiheit, das ehrwürdige Organ des Volksgeistes, die Quelle der öffentlichen Erkenntniß, zu hemmen oder zu zerstören; sollten sie einst kommen, um zwischen unsern gleichgebornen Söhnen des Vaterlandes ihren heillosen Unterschied von Ständen und Kasten, von Adelichen

und Unadelichen aufzustellen: dann will ich der Erste seyn, welcher hier, welcher überall Beschränkung freier Niederlassung der Europäer predigt, und auf Strafgesetze gegen die Vergifter der Sitten, der ewigen Rechte der Menschheit, des gesunden Menschenverstandes und der bürgerlichen Ordnung anträgt.

Denn ewig fern bleibe von unsern glückseligen Pflanzungen und Savannen das Elend der Europäer, welches sie weder mit Gelassenheit ertragen, noch ohne weit größeres Unglück von sich schleunig abwälzen können. Ihnen wäre besser gewesen, wenn sie mit den Institutionen barbarischer Zeitalter, die sie beibehielten, auch den Geist der finstern Jahrhunderte bewahrt hätten, aus welchen jene Institutionen hervorgegangen sind. Nun aber klagen ihre bessern Einsichten die Wirklichkeit an, und die Wirklichkeit verdammt ihre bessern Einsichten. Die Greuel der französischen Staatsumwälzung gingen aus diesem Widerspruch hervor, welchen mit Vorsicht zu lösen dringendste und schwerste Aufgabe aller Fürsten bleibt, denen eigener Ruhm und Wohlfahrt ihrer Nationen noch über Alles geht. Klugheit muß die Schritte berechnen; Leidenschaft wagt sie nur.

Und du, frisches, jugendliches Amerika, von den Händen europäischer Habsucht mit Blut getauft, und mit der Bluttaufe zur Freiheit geweiht, blühe, umrauscht und beschirmt von deinen Oceanen mit den Jahrtausenden, die da kommen, zur Herrlichkeit auf, der du von Gott bestimmt bist in den Geschichten der Menschheit. Jüngst noch verachtet und verspottet von deiner eisgrauen, altklugen Pflegemutter, bist du jetzt schon die Bewunderung ihrer Weisesten, der Neid ihrer Gewaltigsten, der Trost ihrer Unglücklichsten.

Afrika schläft träg unter dem Sonnenstrahl seines heißen Himmels; Asien ist im Kreislauf der Dinge zur alten Wildheit der Urwelt heimkehrend; Europa folgt schüchtern der orientalischen Altmutter; Amerika soll fortan die Heimath menschlicher Kultur und die Leuchte des Erdballs seyn, zu der die einzelnen Weisen aller Zonen segnend und sehnsuchtsvoll hinschauen.

Inhalt.

Seite

Des Schweizerlands Geschichte. (Im Auszuge) 5

Wie es im Anfange gewesen .... —

Die ersten Thaten der alten Helvetier, und wie zu ihnen die Kymern gekommen sind 8

Alles Land wird Römisch 11

Von der römischen Botmäßigkeit im Lande 17

Wie das ganze Land ein Raub fremder Völker wird 22

Der Franken Herrschaft und Einrichtung im Lande 27

Der christliche Glaube dringt herein 29

Wie das Land zum deutschen Reich gekommen ist und Städte erbaut wurden 34

Von den Völkerschaften in den Bergen von Schwyz, Appenzell, Rhätien und Wallis 39

Vom guten Kaiser Rudolph von Habsburg und den bösen Anschlägen seines Sohnes Albrecht 44

Von Wilhelm Tell und den drei Männern im Rütli 50

Der Neujahrsmorgen des Jahrs 1308. — Die Freiheitsschlacht auf Morgarten 54

Die Freiheitsschlacht bei Sempach 58

Verein der drei Bünde in Rhätien. Zwietracht in Bern. Anfang des burgundischen Kriegs 62

Staatliche Bibliothek Passau

Seite

Ausgang des burgundischen Kriegs. — Freiburg wird frei. 68
Untergang der alten Eidsgenossenschaft. — Einbruch der Franzosen in's Land.......... 73
Napoleon Buonaparte gibt den Schweizern eine Vermittelungs-Urkunde.......... 81
Die Schweizer vernichten Napoleons Vermittelungsurkunde und zerfallen, bis abermals fremde Mächte die Zerwürfnisse entscheiden, mit Gründung einer neuen Eidsgenossenschaft von zwei und zwanzig Kantonen.......... 87
Das Schlußwort.......... 93
Die Feier auf der Wartburg.......... 97
Deutschlands Volksstimmung.......... 107
Die italienische Schweiz.......... 113
Clio's Winke.......... 116
Volksverarmung.......... —
Wirkungen der Zeitungs-Censur.......... 121
Die Erziehung der Prinzen.......... 123
Weltgeschichtliche Epochen der Denkfreiheit.......... 127
Die ewigen Parteien.......... 130
Die Fürstenmenge in Grusien.......... 140
Gesetz und Befehl.......... 141
Die vernagelten Canonen.......... 143
Die erste Büchercensur im alten Rom.......... 145
Kopf ohne Herz.......... 147
Anders denkt der Sekretär, anders der Papst.......... 149
Europens Niedergang Amerika's Aufgang.......... 152

Staatliche
Bibliothek
Passau

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Zschokke, Heinrich,

Anthologie aus Zschokke's Werken

Bd.: 2

Hildburghausen ; Amsterdam (1844)

Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/La (b) 437-82/83
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11342274-6